1,50 DM / Band 148
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

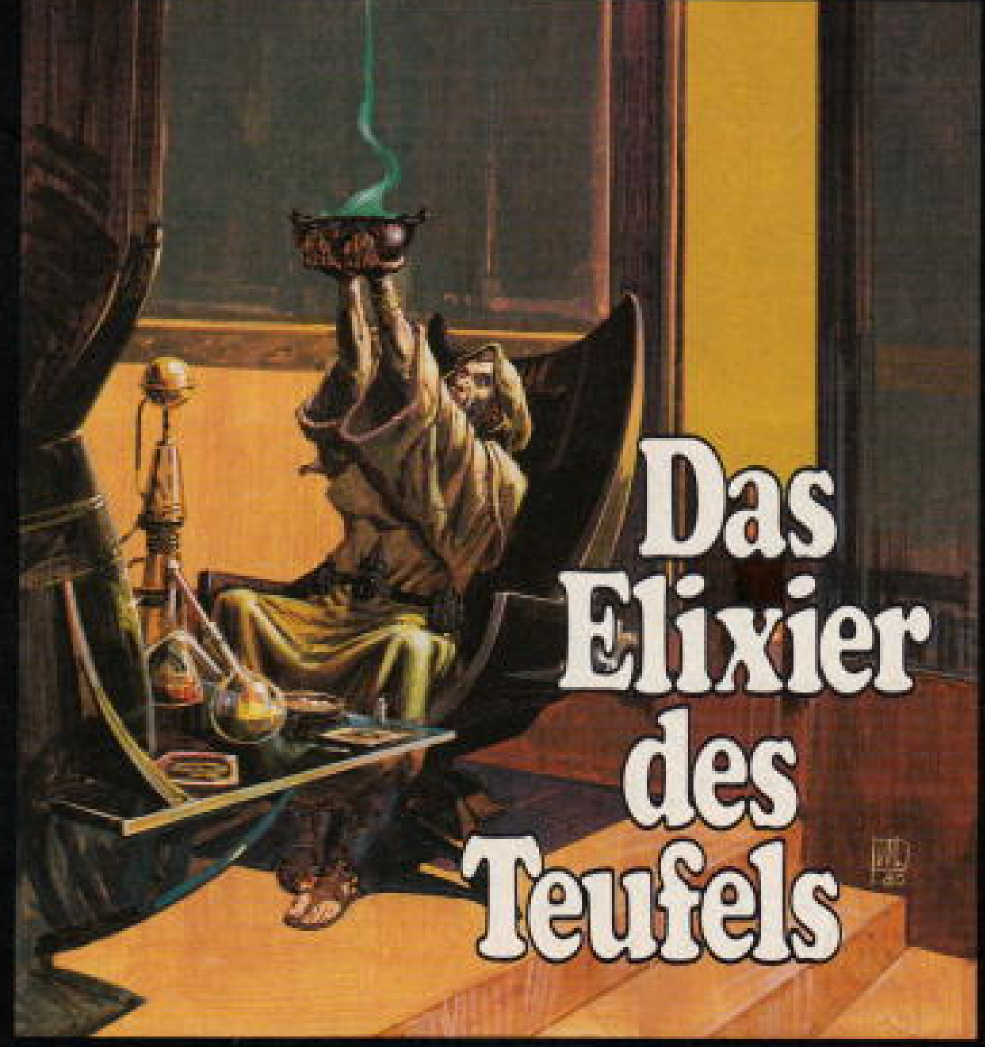
BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Das Elixier des Teufels

John Sinclair Nr. 148

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 05.05.1981

Titelbild von Jose Perez Montero

Sinclair Crew

Das Elixier des Teufels

Asmodina persönlich hatte Dr. Tod diesen Hort eingerichtet. In ihm war er vor seinen Verfolgern sicher, denn niemand wußte, wo dieser Unterschlupf lag. Zudem war er schwarzmagisch gesichert, so daß die Kräfte des Lichts abprallten, wenn sie versuchten, den Hort zu stürmen.

Hier hockte er. Hier fühlte er sich wohl. Und hier bewahrte er seine beiden kostbarsten Stücke auf: Den Würfel des Unheils und seinen erbeuteten Bumerang, den er als Mensch-Dämon durchaus anfassen konnte. Die Magie dieser Waffe tat ihm nichts.

Doch an diesem Tag war alles anders. Dr. Tod hatte eine Konferenz einberufen. Er mußte dies tun, denn etwas war schiefgelaufen. Eine wahrhaft illustre Gesellschaft hatte sich um den länglichen Steintisch versammelt, an dessen Kopfende ein grauhaariger Mensch saß, mit harten Gesichtszügen und eiskalten Augen.

Waren die Haare früher noch pechschwarz gewesen, so hatten sie im Laufe der Zeit eine graue Färbung bekommen, aber das machte Dr. Tod überhaupt nichts. Ihn interessierte das Aussehen eines Menschen nicht, für ihn zählte nur, was der Mensch ihm brachte und wert war.

Er ließ seine Blicke über die Anwesenden gleiten. Ein Stuhl war leer. Der an seiner linken Seite. Dort hatte immer Barbara Scott, alias Lady X, gesessen, und um sie ging es. Nur wegen ihr hatte er diese Konferenz einberufen.

Rechts von ihm hatte sich Mr. Mondo niedergelassen. Dieser Glatzkopf mit der Nickelbrille, der so harmlos aussah. Und doch einer der gefährlichsten Verbrecher war.

Die Runde führte Tokata fort. Über ihn etwas zu sagen, erübrigte sich. Seine Gestalt sprach für sich. Er war übergroß, eingepackt in Leder und mit einer Maske versehen, hinter der die bleichen Knochen eines halb skelettierten Gesichts schimmerten. Der Samurai des Satans war ein fast unüberwindlicher Gegner. Er konnte besonders gut mit seinem Schwert umgehen, das der Legende nach in der Hölle geschmiedet sein sollte. Dieses Schwert besaß fast magische Eigenschaften. Es zertrümmerte alles. Stein, Holz und natürlich Tokatas Gegner. Zu denen auch ein Mann namens John Sinclair zählte, dem Tokata den Verlust seines linken Arms zu verdanken hatte. Der magische Bumerang hatte ihn kurzerhand abrasiert.

Tokata gegenüber hockte eine ebenso schreckliche Gestalt. Vielleicht war sie sogar noch schlimmer. Es war Vampiro-del-mar, Kaiser der Vampire und Blutfürst. Dr. Tod hatte ihn vom Meeresgrund geholt und auch dafür gesorgt, daß er Blut erhielt, um zu neuen Kräften zu gelangen. Trotzdem hatte er sein Aussehen nicht verändert. Vampiro-del-mar war ebenso groß wie Tokata, allerdings knochiger. Seine Haut schillerte grünlich und riß immer wieder auf, wenn er seine Adern zu sehr mit Blut aufgefüllt hatte.

Er hatte ein unförmiges Gesicht mit Kugelaugen, die starr und glanzlos blickten, aber aufmerksam schauten, sobald der Vampir Blutgeruch in seine Nase bekam. Dann noch sein Gebiß. Er hatte nicht nur zwei Vampirzähne, sondern die gesamte Zahnreihe bestand aus diesen Hauern. Die beiden Eckzähne jedoch waren besonders spitz und lang. Wenn er den Mund öffnete, sah man, daß die Spitzen der Zähne leicht gekrümmt waren.

Soviel zu Vampiro-del-mar. Dr. Tod gegenüber, am anderen Ende des Tisches, saß eine Frau. Wenigstens war sie das bis zum Ansatz der

Brust. Ansonsten bestand ihr Körper aus dem zottigen Fell eines Werwolfs. Im Gegensatz zu Lady X hatte sie hellblondes Haar, das ihr auch bis zum Fellansatz am Rücken wuchs. Ihr Gesicht konnte man als schön bezeichnen. Allerdings nur beim ersten Hinsehen. Schaute der Betrachter genauer hin, so waren die fast gelben Raubtieraugen zu erkennen, denen keine Bewegung entging. Diese Frau war keine andere als Lupina, die Königin der Wölfe. Eine schreckliche Mutation, halb Mensch, halb Tier, die sich bei Vollmond völlig in einen weiblichen Werwolf verwandelte und auf die Suche nach Opfern ging.

Es geschah selten, daß Dr. Tod eine Konferenz des Schreckens einberief, aber diesmal mußte es sein. Denn Marvin Mondo, der Wissenschaftler und Verbrecher, gleichzeitig auch Monstermacher, war mit einer für Dr. Tod und die Mordliga schrecklichen Nachricht erschienen.

Suko, dem Chinesen aus dem Team um John Sinclair, war es gelungen, Lady X zu überwältigen und gefangenzunehmen. Diese ehemalige Terroristin war kein Monster, sondern ein Mensch. Sie stand allerdings in punkto Brutalität und Menschenverachtung den Dämonen in nichts nach. Wer nicht auf der Seite der Mordliga stand, war für sie ein Feind. Und das waren eine ganze Menge.

Dr. Tod hatte einen Plan gefaßt, um an John Sinclairs Einsatzkoffer zu kommen. Zwei Diebe hatte er angeheuert. Roy Smith und Rick Ramford. Sie waren in Sinclairs Wohnung eingedrungen und hatten den Koffer gestohlen. Die Flugkarte nach New York steckte bereits in ihren Taschen. Vom Zeitpunkt des Verbrechens bis zum Start der Maschine gelang es Scotland Yard herauszufinden, wer den Koffer gestohlen hatte. Und durch eine Blitzfahndung war es auch gelungen, die Diebe ausfindig zu machen und John Sinclair flog mit der gleichen Maschine wie die beiden Diebe. [1] Das alles war Dr. Tod bekannt, der Würfel des Unheils, von ihm manipuliert, hatte ihm die Szenen gezeigt.

Dr. Tod, alias Solo Morasso, reagierte und schickte seinen gefürchteten Todesnebel. Eine riesige Wolke, die fast wie Säure wirkte. Unter deren Einfluß wurden die Menschen zu Skeletten, zu Dienern des Bösen, und sie attackierten Sinclair. Wie der Kampf ausgegangen war, das wußte Dr. Tod noch nicht, denn Marvin Mondo war mit der Nachricht dazwischen gekommen, daß Lady X dem Chinesen Suko in die Falle gegangen war. Mondo und Lady X hatten die Aufgabe gehabt, die beiden Diebe zu überwachen. Sie waren allerdings entdeckt worden, und diesem Chinesen gelang es, Lady X zu überwältigen.

Soweit die Geschichte.

Solo Morasso dachte nicht daran, Lady X in den Fängen der Polizei zu lassen. Dafür wußte sie zuviel, und er wollte einen Plan

ausarbeiten, um sie zu befreien. Deshalb hatte er diese Konferenz einberufen. Zuerst jedoch bekam Mondo sein Fett weg. Dr. Tod machte ihn fertig. Er schleuderte ihm die Vorwürfe entgegen, sprach von Feigheit und von Nichtkönnen.

Die anderen Mitglieder der Mordliga nickten beifällig.

Dr. Tod fuhr fort. »Es geht nicht an, daß man ein Mitglied der Mordliga eliminiert, ohne daß unsere Gruppe vollständig ist. Wie ihr selbst wißt, fehlt noch einer. Ich will Xorron, den Herrn der Zombies noch haben, doch es ist immer wieder etwas dazwischen gekommen. Zuletzt hat Sinclair das Sarglager entdeckt, das ich eingerichtet hatte. [2] So vergeht wieder Zeit, bis ich für Xorrons Rückkehr alles vorbereitet habe. Es sieht im Augenblick wirklich nicht gut aus, und wir brauchen Lady X dringend. Sie ist kein Dämon, kein Monster, sie kann sich unter den Menschen bewegen, ohne daß es auffällt und uns dabei mit Informationen versorgen. Habt ihr das begriffen?«

Nicken.

»Dann wird es Zeit, daß wir etwas unternehmen«, sagte Dr. Tod. »Wie ich erfahren habe, befindet sie sich in Haft. Und zwar bei Scotland Yard, die sich etwas darauf einbilden, die sichersten Gefängnisse zu haben. Denken sie, aber ich will sie vom Gegenteil überzeugen. Wer von euch glaubt nicht, daß wir es schaffen können, Lady X zu befreien?«

Niemand meldete sich.

Um Dr. Tods strichdünne Lippen flog für einen winzigen Moment ein knappes Lächeln. »Das ist gut. Ich habe auch schon einen Plan.« Morasso legte beide Hände um den Würfel, schaute auf die Oberfläche dieses blauweiß schimmernden Quaders und begann zu sprechen. Er legte den anderen einen Plan zurecht, dem sie eigentlich nur zustimmen konnten. Niemand widersprach, als Dr. Tod redete. Zum Schluß fragte er: »Wer hat etwas dagegen einzuwenden?«

Keiner meldete sich.

»Du, Mondo?«

Der Monstermacher grinste. »Nein, der Plan ist so gut, daß er einfach klappen muß.«

Der Meinung war auch Lupina, die Königin der Wölfe.

Tokata, der Samurai des Satans, und Vampiro-del-mar nickten nur.

Dr. Tod war zufrieden. Er löste seine Hände von dem Würfel und betrachtete den Bumerang. »Mit ihm«, flüsterte er, »habe ich noch etwas vor. John Sinclair soll durch den Bumerang sterben. So habe ich mir das vorgestellt.«

Keiner widersprach, aber jeder hoffte, daß sie es schaffen würden, ihren Erzfeind zu besiegen.

»Wo befindet er sich jetzt?« Diese Frage stellte Lupina. In sie hatte sich John Sinclair, als er zu einem Werwolf gemacht worden war,

einmal verliebt.

»Wo er sich befindet?« Solo Morasso lachte. »Über dem Atlantik. Ihr wißt, daß mein Würfel mit dem Todesnebel in Verbindung steht. Durch ihn kann ich erkennen, wo sich Sinclair befindet. Noch immer in der Boeing. Sie rast weiterhin Steuer- und führerlos in Richtung Westen, direkt auf die amerikanische Küste zu. Die Magie des Nebels ist stärker. Sie kann sich daraus nicht befreien, und sie wird irgendwann zerschellen.«

»Was ist mit den Passagieren?« fragte Mondo.

»Sie sind zu Skeletten geworden. Sie konnten dem Nebel nichts entgegensetzen. Allerdings ist Sinclair durch sein verdammtes Kreuz geschützt worden, aber er ist im Augenblick nicht einmal so wichtig. Wir müssen Lady X herausholen und dürfen nicht länger zögern.«

Die anderen nickten.

Dr. Tod erhob sich. Mit ihm standen auch die übrigen Mitglieder der Mordliga auf.

Deren Blicke fielen auf ein Bild, das sich hinter Dr. Tod an der Wand befand. Es zeigte Asmodina, die Tochter des Teufels, die auch in der Gestalt einer Schlange auftreten konnte. Asmodina war sozusagen die Chefin der Mordliga und damit stand sie auch über Dr. Tod, dem das überhaupt nicht mehr paßte. Sollte es ihm gelingen, Xorron, den Herr der Zombies, irgendwann in nächster Zeit zu erwecken, hielt er einen großen Trumpf in der Hand.

Dann würde man weitersehen.

»Ihr könnt gehen«, sagte er. »Ich brauche euch nicht mehr. Haltet euch aber bereit.«

Die anderen nickten. Sie verschwanden lautlos.

Dr. Tod aber blieb auf seinem Platz hocken. Wieder umspannten seine Hände den Würfel, und er konzentrierte sich auf ein bestimmtes Ereignis, das leider noch in der Zukunft lag…

***

Wasser kann die Wirkung von Beton haben, wenn man aus großer Höhe hineinfällt.

Daran mußte ich denken, als ich die wogende Wasserfläche des Atlantiks auf mich zukommen sah. Obwohl ich an einem Fallschirm hing, hatte ich Angst. Der Fall ging mir viel zu schnell, und dicht vor der Oberfläche löste sich noch Jack Brittan, der Chefpilot, von mir. Ein heftiger Windstoß trieb ihn an. Ich hörte noch die Seide des Fallschirms knattern, preßte den Koffer noch fest gegen mich und tauchte in die Fluten.

Eiskalt war das Wasser.

Der Schock blieb nicht aus. Auf einmal war nur noch Wasser um mich herum, ich hatte das Gefühl, als würde meine Brust

zusammengequetscht und von eisernen Reifen immer enger gezogen.
Luft bekam ich überhaupt nicht mehr, ich preßte nur die Lippen zusammen.
Dabei hatte ich die Augen aufgerissen, legte den Kopf etwas in den Nacken und schaute hoch.
Über mir lag der rötlich schimmernde Seidenpilz des Fallschirms auf dem Wasser. Wenn er sich vollgesaugt hatte, würde er ebenfalls sinken. Bis dahin jedoch mußte ich es geschafft haben.
Ich schwamm mit beiden Beinen und der rechten Hand. Jetzt behinderte mich die schwere Kleidung. Zuerst hatte ich das Gefühl, überhaupt nicht von der Stelle zu kommen, geschweige denn der Oberfläche entgegenzuschwimmen.
Doch ich kam langsam höher. Schräg schwamm ich von der Seide des Fallschirms weg. Mit dem vollgesaugten Wasser war sie sehr schwer, und wenn ein Windstoß sie erfaßte, würde sie mich wegzerren. Das schaffte auch eine Welle. Kurz vorm Auftauchen spürte ich einen harten Ruck unter den Achselhöhlen, wurde wieder zur Seite geschleudert und gleichzeitig tiefer gedrückt.
Zudem mußte ich Luft haben.
Ich wühlte mich verzweifelt der Oberfläche entgegen. Erfahrungen hatte ich in den letzten Monaten genügend sammeln können, denn ich hatte leider oft genug im Atlantik gelegen. Allerdings nie so weit von der nächsten Küste entfernt wie jetzt.
Ich schaffte es.
Plötzlich konnte ich atmen, schleuderte mir die Haare aus der Stirn und sog die Luft ein.
Kalte, feuchte, mit Gischtperlen angereicherte Luft drang in meine Lungen, aber sie tat gut.
Automatisch schwamm ich. Ich mußte in Bewegung bleiben, wenn ich nicht erfrieren wollte. Als der Schirm von einer Welle auf mich zugetrieben wurde, fiel mir ein, daß ich ihn noch lösen mußte. Ich fand die Haken und hatte freie Bahn.
Dann suchte ich Brittan.
Obwohl kein Sturm herrschte, war das Meer doch aufgewühlt.
Es fiel mir schwer, über die Wellenberge zu schauen, die auf mich wie grünlich schimmernde gläserne Türme wirkten. Dazwischen allerdings sah ich ebenfalls etwas Rotes schimmern.
Jacks Fallschirm.
Und ich sah noch mehr. Jack brauchte nicht mehr zu schwimmen. Er hockte in einem knallgelben Schlauchboot, das sich aufgeblasen hatte. Da fiel mir ein, daß ich ebenfalls in solches Schlauchboot in meinem Schultergepäck hatte.
Durch einen Handgriff konnte ich das zusammengefaltete Boot dazu bringen, daß es sich mit komprimierter Luft füllte und zu einem

ovalen Wulst wurde, in den ich mit großer Mühe kletterte.
Mit angezogenen Knien lag ich da und ruhte mich erst einmal aus, während die Wellen das kleine Boot hochhoben, mit ihm spielten und Gischtstreifen über mich hinwegflogen.
Vorsichtig drehte ich mich nach einigen Minuten der Ruhe herum und nahm eine sitzende Stellung ein.
Ich schaute mich um.
Wo befand sich der Nebel?
Er befand sich nicht mehr in unserer Nähe, sondern hoch über uns. Wobei ich das Gefühl hatte, daß er immer höher stieg und sich auch langsam auflöste.
In der Tat verschwand er. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Zum ersten Mal seit langer Zeit konnte ich wieder lachen. Von der Maschine sah ich nichts mehr. Sie war inzwischen aus meinem Blickfeld verschwunden. Da der Nebel nicht mehr da war, würde sie vielleicht doch ins Meer stürzen. Sie hatte sich ja im Sinkflug befunden.
Ich jedenfalls hoffte es stark, daß sie nicht über bewohntem Gebiet abstürzte.
Eine Welle hob mich und das Schlauchboot hoch. Für Sekunden hatte ich einen guten Überblick. Jack Brittan, mein Leidensgenosse, befand sich gar nicht mal so weit entfernt. Vielleicht 50 Yards, aber dazwischen lag das Meer, das bei diesem Seegang eine unüberbrückbare Entfernung bildete.
Ich winkte.
Der Pilot sah mich, grüßte zurück und hielt mit einer Hand ein Funkgerät hoch, mit dem er Notsignale senden konnte. Ich sah für einen Moment das Blitzen der Antenne. Dann rauschte ich hinab in das nächste Wellental.
Im Boot duckte ich mich zusammen. Dabei sah ich auch den kleinen Wulst, der mir zuvor nicht aufgefallen war. Er befand sich an der dickwandigen Hülle und ließ sich öffnen.
Ich fand eine Notration. Wasser, Entsalzungstabletten, Brot, Wurst, eine dünne Gummiplane, die, auseinandergefaltet und über das Schlauchboot gezogen, einen guten Regenschutz bot.
Was wollte man mehr?
Ein Blitz erregte meine Aufmerksamkeit. Er hatte in weiter Ferne stattgefunden, und eigentlich nahm ich nicht mehr wahr, als ein fahles Leuchten. Allerdings erriet ich die Ursache des Blitzes.
Sie mußte mit dem Absturz der Maschine zu tun haben. Ich war sicher, daß die Boeing explodiert war. Aus welchem Grund, das würde ich wohl niemals erfahren, wahrscheinlich beim Aufprall.
Das spielte auch keine Rolle mehr. Für uns kam es darauf an, daß die Funksignale gehört und wir gerettet wurden, denn ewig konnten wir nicht schwimmen.

Ich dachte auch an den Nebel und fragte mich, warum er so plötzlich verschwunden war und uns nicht weiter attackiert hatte?

Da mußte es einen triftigen Grund geben, der, so glaubte ich, nicht bei uns auf dem Meer zu finden war.

Ich sollte ihn später erfahren, im Moment jedoch hatte ich andere Sorgen.

Die Kälte!

Sie machte uns verdammt schwer zu schaffen. Und sie war wie ein schleichendes Gift. Die Temperaturen lagen um den Gefrierpunkt, wenn nicht darunter. Zudem blies ein steifer Wind, der das Wasser in den Falten der Parkajacke zu Eis werden ließ.

Meine Füße spürte ich kaum noch, aber ich raffte mich dazu auf, ununterbrochen die Zehen zu bewegen, damit der Kreislauf nicht völlig einschlief. Dabei bewegte ich auch die Arme, schlug gegen meinen Körper, hob die Schultern, zog die Beine an, streckte sie wieder aus und führte die Gymnastik durch, die mir die Enge des Schlauchboots gestattete.

Währenddessen wurde ich von den Wellen auf- und niedergetragen, schwebte mal auf der Spitze eines gläsernen Wellenkamms, um dann wieder in das Tal zu schießen.

Plötzlich hörte ich einen Ruf. Nur Fetzen erreichten meine Ohren, der Wind war einfach zu rauh.

Ich drehte den Kopf.

Captain Brittan hatte geschrien. Ich schaute von meinem tanzenden Boot aus zu ihm rüber. Er schrie mir etwas zu, was ich leider nicht verstand, doch er gab dabei nicht auf.

Schließlich hörte ich das Wort »Kontakt«.

Jetzt wußte ich Bescheid. Brittan hatte tatsächlich Kontakt bekommen. Sein Funkgerät funktionierte. Jetzt hieß es warten, und die Zeit würde lang werden, da war ich mir sicher. Denn man beginnt, die Minuten zu zählen, sucht, soweit es geht, den Horizont ab und hofft auf das rettende Schiff, wobei die verdammte Kälte immer weiter in den Körper kriecht.

Es macht wirklich keinen Spaß, frierend und zitternd in einem kleinen Schlauchboot mitten auf dem Atlantik zu hocken und auf Hilfe zu warten.

Die Kälte blieb Sieger.

Obwohl ich mich verdammt anstrengte, schaffte sie es, immer weiter vorzudringen. Ich mußte mein Gesicht massieren und breitete dann sogar die Plane aus, um unter ihren Schutz zu kriechen.

Am Himmel wühlte der Wind die Wolken auf. Graue Berge, mit Regen oder Schnee gefüllt und bereit, ihre Füllung abzulassen.

Das geschah auch.

Urplötzlich prasselte es auf die Plane nieder. Zuerst war es nur

Regen, dann wurde daraus Schneeregen und zum Schluß dichter, nasser Schnee. Die schweren Flocken rutschten zuerst von der Plane ab, blieben später liegen. Die Schneedecke wuchs.

Die Plane war zwar über mir dicht, doch von der Seite fegte noch immer Schnee in das Boot. Auch konnte ich mich nicht mehr so bewegen wie zuvor, so daß die Kälte mich mehr und mehr in ihre Klauen bekam. Ich schluckte zwei Vitamintabletten und hoffte nur, daß ein Rettungsschiff bald eintraf.

Hin und wieder schaute ich unter der Plane hervor. Der Schnee vermischte sich wieder mit dem Regen und bildete einen dichten grauweißen Vorhang, der mit Blicken kaum zu durchdringen war.

Ich sah auch meinen Leidensgenossen nicht mehr, die Suppe war zu dicht.

Wie sollte uns da ein Schiff finden?

Wenn man einmal in einer Pechsträhne hängt, dann bleibt man auch darin kleben. Diese Erfahrung machte ich jetzt. Meinen Koffer hatte ich zwar wieder, doch wie es weitergehen sollte, wußte ich auch nicht.

Bis ich das Licht sah!

Ich hatte mal wieder die Plane angehoben, als ein Lichtstrahl über das Wasser und auch durch den Schneeregenvorhang blitzte. Ein zweiter Lichtfleck gesellte sich hinzu und tanzte in eine andere Richtung über die Wasserfläche.

Wenig später zischte etwas in den Himmel, entfaltete sich dort und fiel als glühender Regen dem Wasser zu.

Brittan hatte eine Leuchtrakete abgeschossen!

Jetzt mußten sie uns sehen.

Ich schleuderte die Plane zur Seite. Es war egal, ob mich der Schneeregen traf, ich wollte das rettende Schiff sehen.

Und ich sah es.

Als gewaltiger Berg aus Stahl und Eisen tauchte es aus dem grauen Vorhang auf. Jetzt leuchteten mehrere Scheinwerfer, in deren Licht der fallende Niederschlag wie Tausende von Diamantsplittern glitzerte. Ein Spiegel sendete Morsesignale.

Ich hatte das mal gelernt, identifizierte die Botschaft auch und wartete darauf, daß man uns die versprochenen Rettungsinseln zuwerfen würde. Erst jetzt erkannte ich das Schiff.

Es gehörte zur englischen Marine und war ein Zerstörer. Ich grinste, die Pechsträhne schien sich dem Ende zuzubewegen. Etwas Besseres hätte uns gar nicht passieren können.

Später erfuhr ich, daß Sir James Powell, mein Chef, Alarm geschlagen hatte.

Erst einmal flog die Rettungsinsel herbei. Sie bestand aus Kork, war also ziemlich leicht und wurde abgetrieben.

Nach ein paar Versuchen klappte es. Ich hielt meinen Koffer eisern fest und warf mich auf die Korkinsel, die durch eine Trosse mit dem Kran auf dem Schiff verbunden war.

Sie zogen mich an Deck.

Und dort führte man mich sofort in die Gastkabine, wo schon ein in Decken gehüllter und frierender Jack Brittan wartete, der einen Becher Tee mit Whisky trank.

Ich bekam auch einen Schluck.

Dann erschien der Captain. Als er meinen Namen hörte, glitt ein breites Lächeln über sein Gesicht.

»Ein Sir James Powell hat die Marine und die Luftwaffe angespitzt. Ich war so frei und habe bereits persönlich über Ihre Rettung berichtet.«

»Danke, Sir.«

»Da ist noch etwas«, sagte er. »Man erwartet Sie dringend in London. Dort muß etwas geschehen sein, was unmittelbar mit Ihrem Fall in Zusammenhang steht. Es ist sehr wichtig, wie man mir von oberster Stelle mitteilte.«

»Wissen Sie Näheres?« fragte ich und zog mir die nassen Klamotten aus.

»Nein, aber Sie müssen auf dem schnellsten Wege zurück.«

»Und wie?«

»Wir sind zwar kein Flugzeugträger, aber ein Hubschrauber wird Sie zu einem hinfliegen. Dort startet dann eine Maschine, die Sie nach London schafft. Der Hubschrauber ist schon startbereit, die zuständigen Stellen sind informiert.«

Ich stellte die Teetasse weg und nickte. Wie heißt noch das schöne Sprichwort?

Raus aus den Kartoffeln rein in die Kartoffeln! Ausruhen konnte ich mich wieder nicht…

***

Es soll ja wahre Morgenmenschen geben, die sofort nach dem Aufstehen hellwach sind. Jane Collins gehörte nicht dazu. Als der Wecker sie aus dem Schlaf riß, nahm sie das Ding und steckte es unter die Bettdecke. Gleichzeitig jedoch begann der Radiowecker zu spielen, und die Stimme von Barbara Streisand erreichte ihre Ohren.

»Women in Love!« sang die Dame.

Jane dachte jedoch nicht an Liebe, sondern an das Aufstehen.

Sie schwang ihre langen Beine aus dem Bett, wo das Nachthemd hochrutschte und ein Betrachter einen wirklich sehenswerten Ausblick gehabt hätte. Doch Jane hatte allein geschlafen, es befand sich kein männliches Wesen in der Nähe.

Sie schlüpfte in ihre warmen Pantoffeln, streckte sich, gähnte,

schüttelte das lange Haar durch und verschwand unter der Dusche. Nach dem erfrischenden Bad ging es ihr besser. Ein Blick durch das Fenster zeigte ihr, daß sich das Wetter seit dem gestrigen Tag auch nicht gebessert hatte, und so entschied Jane Collins sich für die Winterkleidung, die sie bald schon leid war, da die Schaufenster der Modegeschäfte bereits ihre Frühlingssachen dekoriert hatten.

Jane im Schottenrock und grünem Rollkragenpullover. Auch darin machte sie eine gute Figur. Zum Frühstück aß sie Knäckebrot mit ein wenig Quark. Dazu trank sie ungesüßten Kaffee. Die Figur sollte nämlich bleiben.

Das Telefon sorgte dafür, daß sie nicht zu Ende essen konnte.

Jane schluckte den letzten Bissen herunter und hob ab.

»Sir Powell«, sagte sie, »Was verschafft mir denn diese Ehre Ihres frühen Anrufes?«

»Ob es eine Ehre ist, lassen wir mal dahingestellt sein«, sagte der Superintendent. »Ich möchte, daß Sie zum Yard kommen.«

»Nur so?«

»Nein, ich habe einen Auftrag.«

»Das gibt es doch nicht. Seit wann wendet sich Scotland…«

»Kommen Sie so rasch wie möglich.« Damit legte der Alte auf.

Jane runzelte die Stirn. Einige Sekunden betrachtete sie den Hörer. Was hatte das denn wieder zu bedeuten? Es schien wirklich zu brennen, wenn Powell so reagierte. Ob es mit John zusammenhing? Jane war neugierig und rief an, doch dort hob niemand ab. Bei Suko meldete sich seine Freundin Shao. Sie freute sich, Janes Stimme zu hören, aber die Detektivin kam sofort zur Sache.

»Genau weiß ich auch nicht, was dort geschehen ist, aber es hängt irgendwie mit Dr. Tod und seiner Mordliga zusammen. Suko ist nämlich auch nicht greifbar. Sir Powell hat auch ihn vereinnahmt.«

»Und du weißt wirklich nichts?« fragte Jane.

»Nein. Suko hat nur Kleidung geholt. Alles streng geheim. Seltsam, nicht?«

»Ja. Kann man wohl sagen. Egal, ich werde es auf alle Fälle erfahren, bis später dann.« Jane legte auf. Auch sie überlegte, ob sie packen sollte, doch davon hatte Powell nichts gesagt. Also nahm sie nur ihre Handtasche mit.

Eine halbe Stunde später sah sie sich nicht nur Sir James Powell gegenüber, sondern auch Suko und Bill Conolly.

Der Reporter bedachte sie mit einem schiefen Grinsen, während Suko sehr ernst schaute und Sir Powell sich einen neuen Vorrat an Magentabletten aufgebaut hatte.

»Hat es euch in die Petersilie geregnet?« fragte Jane.

»So ähnlich«, erwiderte Bill. Dafür kassierte er von Sir James einen strafenden Blick.

»Kommen wir zur Sache«, sagte der Superintendent und bot Jane einen Stuhl an. »Was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, behalten Sie für sich, Miß Collins.«

»Klar.«

Sir James Powell nahm noch einen Schluck Wasser und begann zu berichten.

Jane spitzte die Ohren. Was sie aber dann zu hören bekam, war so außergewöhnlich, daß sie nur den Kopf schütteln konnte und erleichtert war, als sie hörte, daß John Sinclair sich in Sicherheit befand.

»So sehen bisher die Lageberichte aus«, sagte der Superintendent zum Schluß. »Wir haben Miß Scott aus dem Krankenzimmer in eine Zelle bringen lassen. Leider stand uns nur eine Dreierzelle zur Verfügung. Sie sitzt jetzt mit einer Frau zusammen, die sich ebenfalls in unserem Gewahrsam befindet und auf ihren Prozeß wartet. Sie werden die Frau kennen, Miß Collins. Es ist Viola Mandini.«

Janes Augen wurden groß. Viola Mandini, hatte Sir James gesagt. Und ob sie die kannte. Ein Alptraum wurde lebendig. Kurz vor dem Weihnachtsfest war es gewesen, da hatten John, Suko, Shao und sie einen Horror in der Geisterbahn erlebt. [3] Und sie waren auch auf die Familie Mandini getroffen. Die Mutter hatte Zwillinge geboren, bei der der Teufel der Vater gewesen war. Memo Mandini, der Ziehvater, hatte von all dem nichts gewußt. Er war in den Teufelskreis mit hineingeraten und wäre fast von seiner Frau und der eigenen Tochter umgebracht worden.

John Sinclair hatte Viola Mandini gestellt. Sie saß noch in Untersuchungshaft, bevor ihr der Prozeß gemacht wurde. Und nun hatte man Lady X in ihre Zelle gelegt. Beide zusammen bildeten wirklich ein satanisches Duo.

Jane schluckte. »Gab es denn keinen anderen Weg, als die beiden zusammenzulegen?«

»Nein.«

»Aber es existieren doch noch mehr Zellen.«

»Das stimmt. Nur werden die zur Zeit renoviert. Ein unglücklicher Zufall, wirklich, aber man kann dem auch eine positive Seite entnehmen.«

»Da bin ich gespannt.«

Sir James gestattete sich ein kleines Lächeln. »Wie ich schon erwähnte, ist die Zelle für drei Personen geschaffen. Das ist zwar altmodisch, aber deshalb wird ja umgebaut, so daß wir Einzelzellen bekommen. Ein Platz ist noch frei.«

»Den ich einnehmen soll?«

»Erraten, Miß Collins.«

Jane schaute sich um. Suko grinste schief. Bill blickte zu Boden.

Die Männer wußten, was sie der Detektivin da aufbürdeten. Jetzt hing alles von ihrer Entscheidung ab. Zwingen konnte man sie nicht. Aber Jane war zu sehr mit den Fällen verwachsen, als daß sie abgelehnt hätte, doch etwas hinderte sie daran, den Vorschlag anzunehmen.

»Es geht nicht«, sagte sie. »Und zwar aus folgendem Grund. Beide Frauen kennen mich.«

»Daran haben wir natürlich auch gedacht«, lächelte Sir James Powell. »Deshalb wird ein perfekter Maskenbildner dafür sorgen, daß man Sie nicht mehr erkennt.«

»Und meine Stimme.«

»Die müßten Sie verstellen.«

Alle schauten Jane an und warteten gespannt auf ihre Antwort.

Die Detektivin überlegte nicht mehr lange. Obwohl sie wußte, daß sie sich in ein Nest mit zwei Klapperschlangen begeben würde, stimmte sie zu.

»Ich mache es!«

»Danke, das haben wir erhofft«, erwiderte Sir James.

»Nicht erwartet?«

»Ein wenig schon.«

»Sie sind wenigstens ehrlich«, sagte die Detektivin. »Wann soll ich anfangen?«

»Sofort.«

»Oh, dann hätte ich doch einige Sachen aus der Wohnung mitnehmen sollen.«

»Das erledigen wir«, sagte der Superintendent.

»Klar. Und welche Aufgaben haben Suko und Bill?« wollte Jane wissen.

»Die beiden werden sich in den nächsten Tagen ebenfalls im Gefangenenkeller befinden. Allerdings als freie Männer. Wir rechnen sehr stark damit, daß Dr. Tod schon bald zuschlägt.«

»Wie könnte er vorgehen?«

»Vielleicht schickt er den Nebel«, sagte Bill.

Jane erschrak. »Mein Gott, dann sind wir verloren.«

»Deshalb muß John auch so rasch wie möglich zurück. Nur sein Kreuz hilft dagegen.«

Obwohl Jane die Ereignisse in Grynexxa nicht persönlich miterlebt hatte, war ihr doch aus Erzählungen bekannt, wie gefährlich dieser Todesnebel war. Sie verdrängte das Thema einfach und fragte stattdessen: »Was haben Sie eigentlich mit der Lady X vor?«

»Ihr wird der Prozeß gemacht.«

»Aber Dr. Tod wird immer versuchen, Sie aus dem Zuchthaus oder Gefängnis zu befreien.«

Sir Powell gab Jane recht. »Deshalb hoffen wir ja auch, so schlimm es

sich anhört, daß er es jetzt versucht und nicht erst später, wenn wir machtlos sind.«

»Das stimmt.« Jane fuhr mit der Zunge über ihre Lippen. »Diese Lady X ist verletzt oder?«

»Ja und nein«, antwortete der Superintendent. »Sie hat zwar einen Streifschuß am Kopf abbekommen, aber keine Gehirnerschütterung erhalten. Sie muß einen Schädel aus Eisen haben.«

»Das glaube ich auch.« Jane Collins stand auf. Ihr Lächeln fiel gequält aus, als sie sagte: »Okay, dann werde ich mal in den Knast gehen. Vielleicht gefällt es mir sogar.«

»Dann können wir dich ja als Aufseherin behalten«, sagte Bill.

»Danke, mein Job ist mir lieber.«

***

Als Claire Dickson 32 war, starb ihr sieben Jahre älterer Mann überraschend an einem Herzschlag. Claire stand mit dem zweijährigen Mädchen nun allein auf der Welt und mußte zusehen, daß sie ihre Tochter Angie und sich durchbrachte.

Nachdem die erste Trauer vorbei war und das Leben sie wieder hatte, erinnerte sich Claire an ihren Job, den sie vor der Ehe gehabt hatte. Sie arbeitete damals als Justizangestellte, und sie hoffte, diese Tätigkeit wieder aufnehmen zu können.

Leider fand sich für sie kein Platz. Man machte ihr aber den Vorschlag, sozusagen in den Außendienst zu treten. Im Untersuchungsgefängnis von Scotland Yard war gerade eine Stelle freigeworden, die neu besetzt werden mußte.

Claire Dickson bewarb sich. Und mit dem ihr angeborenen Ehrgeiz schaffte sie es tatsächlich, innerhalb von fünf Jahren die Leiter nach oben zu fallen.

Claire Dickson wurde Chefaufseherin im Untersuchungsgefängnis. Ihr unterstanden zwei weibliche Kräfte.

Sie verdiente gut und kam auch mit den Gefangenen einigermaßen zurecht. Nur bei diesen beiden Frauen, die man zusammen in eine Zelle gesteckt hatte, war alles anders.

Die eine hieß Viola Mandini, saß schon seit dem vergangenen Jahr und wartete auf ihren Prozeß. Sie war ein wenig der Brigitte-Bardot-Typ, nur mit roten Haaren.

Die andere, Barbara Scott, sollte eine gefährliche Terroristin gewesen sein. Und das glaubte Claire Dickson sogar, denn sie hatte noch nie in ihrem Leben eine Frau gesehen, die solch gnadenlose Augen besaß. Unter ihrem haßerfüllten Blick konnte man frösteln. Claire war es auch verboten, die Zelle zu betreten, das Essen wurde durch eine Klappe in der Tür gereicht. Oft rührten es beide Frauen nicht an.

Und jetzt sollte noch eine dritte Person in die Zelle gelegt werden.

Claire Dickson, die im Keller einen kleinen Raum mit Schreibtisch, Telefon und einem schmalen Aktenschrank besaß, hatte die Unterlagen der Neuen gerade vor sich liegen, als diese gebracht wurde. Zwei von Claires Kolleginnen begleiteten sie.

Jane und Claire schauten sich an.

Die hat nicht solche Augen, dachte die Aufseherin und deutete auf einen Stuhl.

»Danke«, sagte Jane und nahm Platz.

Die beiden Frauen, die sie hergebracht hatten, verließen das Büro und warteten draußen.

Jane hatte keine Sträflingskleidung anzuziehen brauchen. Als Untersuchungshäftling durfte sie ihre normalen Sachen tragen.

Sie war ja noch nicht verurteilt.

Claire blätterte die noch dünne Akte der Frau auf. »Sie heißen Jane Mandell, sind 25 Jahre und stehen in dem Verdacht, Ihren Freund vergiftet zu haben. Stimmt das?«

Jane spielte jetzt. Sie verzog die Lippen und spürte dabei die Plastikstücke im Mund. Der Maskenbildner hatte sich wirklich Mühe gegeben. Jane hätte sich selbst nicht erkannt. Ihr Gesicht hatte man mit Spritzen und Plastik unkenntlich gemacht. Die Haare waren etwas kürzer geschnitten worden und braunschwarz gefärbt. Ebenso die Augenbrauen. Jane sah älter aus und auch verruchter, denn der Akte nach war sie eine Soho-Dirne gewesen, die sich an ihrem Zuhälter gerächt hatte.

»Ich kann mich an nichts erinnern«, antwortete sie auf die Frage.

Claire hob den Kopf. Sie hatte ein etwas rundliches Gesicht, doch durch das nach hinten gekämmte dunkle Haar wirkte es ein wenig streng. »Ich bin auch nicht Ihre Richterin, aber ich hatte nur eben die Frage gestellt. Sie sind bei uns noch als Untersuchungshäftling und…«

»Was heißt hier Häftling, du Tante? Ich werde bald frei sein, und dann könnt ihr mich alle mal.«

Claire nickte ergeben. Diese Töne waren ihr nicht neu. »Es ist klar, Sie sind unschuldig, aber lassen Sie mich ausreden.«

»Na los.«

»Sie besitzen als Untersuchungshäftling natürlich mehr Rechte als ein normal verurteilter Gefangener. Das heißt, Sie können sich Ihr eigenes Essen bestellen. Sie können Zeitungen lesen, dürfen rauchen, Radio hören, Sie dürfen…«

»Kann ich auch Kunden empfangen?«

»Das leider nicht.«

»Shit.«

Claire Dickson ließ sich nicht beirren. »Leider haben wir keine Einzelzelle frei, weil hier umgebaut wird. Sie müssen sich den Raum schon mit zwei anderen Frauen teilen.«

»Ehrlich?«
»Ja.«
»Solch ein chickenshit.« Jane verzog die Lippen. Sie spielte ihre Rolle wirklich hervorragend. »Da freut man sich auf die Ruhe, und schon habe ich zwei andere Kneifzangen in der Nähe. Wie heißen die beiden denn, und was haben sie verbrochen?«
»Das werden sie Ihnen selbst sagen.« Claire Dickson stand auf.
»Ich bringe Sie jetzt in die Zelle.«
»Und wie lange muß ich da schmoren?«
»Das hängt davon ab, wann und wie schnell Ihr Fall bearbeitet wird«, erwiderte die Aufseherin.
»Und das kann lange dauern.«
»Ich weiß es nicht. Bitte, kommen Sie jetzt mit.« Claire hatte die Höflichkeit im Laufe der Jahre nie abgelegt.
Vor der Tür warteten ihre Kolleginnen. Ihre Gesichter waren ausdruckslos, als die beiden Frauen Jane Collins, alias Mandell, in die Mitte nahmen.
Claire ging voran. Sie trug auch die Schlüssel. Es war nicht ruhig. Man hörte, daß gebaut wurde. Eine Säge kreischte, Hammerschläge dröhnten gegen Wände, und in der Luft lag ein nie abreißender Staubschleier, der sich überall festsetzte.
Sie gelangten in den langen Gang, wo sich auch die Zelle mit den beiden Frauen befand.
Claire Dickson schloß auf und ließ Jane Collins den Vortritt in die Zelle.
Die beiden anderen Frauen ließen ihre Zeitungen sinken, als sie die Neue sahen.
Jane war an der Schwelle stehengeblieben. Sie spürte den sanften Druck einer drängenden Hand im Rücken und ging zwei Schritte in die Zelle hinein.
Hinter ihr wurde die Tür zugeschlagen.
Claire Dickson runzelte die Stirn und schüttelte dabei den Kopf.
»Was ist?« fragte eine der Aufseherinnen. Sie hatte strenge Gesichtsfalten und machte einen leidenden Eindruck.
»Ich weiß nicht so recht. Drei Frauen zusammen in einer Zelle. Ob das gutgeht?«
»Ist doch nicht dein Bier.«
»Das stimmt. Aber ich bin dafür verantwortlich, daß alles glatt verläuft.«
»Das ist von oben angeordnet worden?« Die drei Frauen gingen inzwischen wieder den Gang hinab.
»Schon, nur die Kleinen hängt man.«
»Da sagst du was.«
Die zweite Aufseherin mischte sich ein. »Ich bin auf jeden Fall froh,

wenn dieser Umbau vorbei ist.«

Die anderen stimmten zu.

Claire Dickson ging wieder zurück in ihr Büro. Sie hatte schon einigen Papierkram zu erledigen. Die Frau schloß Janes Akte und schaute auf das Bild, das ihre siebenjährige Tochter zeigte. Es war eine Strandaufnahme vom letzten Sommer. Claire fuhr immer mit Angie in Urlaub. Sie hing an der Kleinen. Angie war ihr einziger Halt.

Da klingelte das Telefon. Die Aufseherin hob ab und meldete sich. Zuerst hörte sie nichts, dann eine dünne, weinerliche Stimme. »Mummy, bist du's?«

Claire Dickson vereiste.

Das war Angie, die da gesprochen hatte. »Angie!« rief sie. »Was ist geschehen?« Sie zitterte plötzlich.

Jemand antwortete. Aber nicht Angie, sondern eine harte Männerstimme. »Wir haben dein Kind! Wenn du es lebend wiedersehen willst, komm nach Feierabend sofort in deine Wohnung…«

Bevor die Frau noch richtig begriff, hatte der andere aufgelegt.

Seine letzten Worte jedoch brannten in Claire Dicksons Hirn…

***

Der Tisch war niedrig. Er reichte einem normal gewachsenen Menschen kaum bis zu den Schienbeinen. Dafür stand er aber in der Mitte des großen Raumes auf einem breiten Podest, zu dem von allen vier Seiten zwei Stufen hochführen.

An einer Längsseite des Tisches stand ein Sessel. Er war so gearbeitet, daß er fast wie ein Liegestuhl wirkte, nur war seine Rückenlehne höher gezogen. Das Sitzteil allerdings wirkte wie eine große Schale. Der Sessel bestand aus grünem Leder, das drehbare Untergestell war aus Holz gefertigt.

Im Sessel hockte ein Mann. Dr. Tod!

Und er schaute vor sich auf den Tisch mit der dünnen, bläulich schimmernden Steinplatte, in die seltsame Zeichen geritzt waren.

Ein Symbol fand sich immer wieder.

Asmodinas Kopf!

Denn sie hütete diesen Raum, in dem der Tisch stand. Alles gehörte zu ihrem Reich.

Eine Atmosphäre der Angst und des Grauens herrschte hier. Die Luft stand nie ruhig. Man konnte das Gefühl haben, als wäre sie sichtbar, und manchmal hörte der einsame Mann vor dem Tisch auch ein leichtes Raunen oder Kichern.

Er kümmerte sich nicht darum, weil er voll mit seiner Aufgabe beschäftigt war.

Er wollte das Elixier des Satans herstellen den Todestrank!

Alles stand bereit. Ein kleiner Kocher, Kolben, Gläser und Flaschen, deren Inhalte aus seltsamen Ingredienzien bestanden. Das waren Zutaten, die es auf der Erde nicht gab.

Mehl aus Dämonenknochen, Hexenspeichel, Schuppen von Monstern und der Saft seltener Pflanzen.

All dies befand sich in einem Kolben, der über dem Feuer kochte. Die dicke sirupartige Flüssigkeit brodelte, wallte, dampfte und spuckte. Dr. Tod hatte sich vorgebeugt und beobachtete aus weit aufgerissenen Augen das Gebräu.

Er dachte daran, wie schwer es ihm gefallen war, Asmodina das Rezept zu entlocken. Sie wollte das Geheimnis des Todestranks für sich behalten, doch Solo Morasso hatte sie in einem langen Gespräch davon überzeugt, daß er das Rezept brauchte und den Trank herstellen mußte, denn nur mit ihm konnte er seinen Plan ausführen.

Lady X mußte freikommen!

Sie hatten sich schließlich auf einen Kompromiß geeinigt. Asmodina hatte die Zutaten selbst gemixt und sie dann Solo Morasso überlassen. Das ärgerte ihn, denn er wußte nun nicht, in welchem Verhältnis die Zutaten zusammengemischt wurden.

Aber er brauchte den Trank. Und er hatte auch schon einen Plan gefaßt. Er wollte ein wenig davon nehmen und ihn Mr. Mondo, dem verbrecherischen Wissenschaftler, zur Analyse geben.

Doch erst einmal mußte er gekocht werden.

Die Flamme des Brenners schimmerte bläulich. Sie flackerte nicht. Kein Windzug strich durch diesen Raum. Es war nur das leichte Raunen und Säuseln zu hören. Ansonsten war es vollkommen still. Trotz aller Brutalität war Dr. Tod auch ein wenig verspielt. Er hatte sich der Bedeutung der Stunde entsprechend angezogen, trug eine beigebraune Kutte, die ihm bis zu den Knöcheln reichte, und hatte sich die Kapuze über seinen Schädel gestreift.

Es zuckte ihm in den Fingern, den Trank vom Feuer zu nehmen, aber er beherrschte sich.

Noch mußte er warten.

Wenn die ersten Schwaden aufquollen, am oberen Ende des Gefäßes kondensierten und dann durch die Kühlschlange, die sich an die Öffnung anschloß, liefen, um in einer Schale als fast klare Flüssigkeit aufgefangen zu werden, dann erst war alles okay.

Dr. Tod schaute genau hin.

Da, die ersten Schwaden! Sie bildeten sich dicht über der Oberfläche der Flüssigkeit und stiegen träge in die Höhe, wo die Hitze nicht mehr hinreichte und es kälter war.

Langsam krochen sie durch das Rohr in die Kühlschlange hinein.

Dort kondensierten sie und wurden zu einer gelblich schimmernden Flüssigkeit, die noch einen leichten Grünstich besaß. Als Tropfen

rannen sie den Weg über die schräge Ebene nach unten, um von der rötlich braunen Tonschale aufgefangen zu werden.

Das Elixier des Satans war fertig. Solo Morasso hatte es geschafft. Er lachte böse, und in seine Augen trat ein unheilvoller Glanz.

»Barbara Scott«, flüsterte er heiser, »der erste Schritt zu deiner Befreiung ist getan…«

Jetzt brauchte er nur noch zu warten, bis sich die Schale gefüllt hatte, denn Dr. Tod wollte jeden Tropfen. Er bewegte sich zur Seite und blieb genau dort stehen, wo sich auch die Schale befand. Dann ging er in die Knie, so daß sich die tönerne Schale für den Todestrank genau in Augenhöhe befand.

Tropfen für Tropfen lief die helle Flüssigkeit mit dem leichten Grünschimmer in das Gefäß. Der Boden war schon bedeckt, und es dauerte Dr. Tod immer noch zu lange, bis das Destillat langsam die Schale füllte.

Dieser Trank war etwas Besonderes. Wenn es ihm tatsächlich gelingen sollte, einige Proben beiseite zu schaffen und sie dann zu analysieren, dürfte es Mondo nicht schwerfallen, den Trank nachzubrauen.

Ein Reagenzglas hatte er sich bereits eingesteckt. Es befand sich nicht in seinem Gewand, sondern in der Jacke darunter. Wie ein Dieb schaute sich Dr. Tod um, bevor er das schmale Glasröhrchen hervorholte und es unter die Öffnung des Kühlkolbens hielt.

Ein paar Tropfen reichten.

Er mußte sich gewaltsam zusammenreißen, denn seine Hände wollten anfangen zu zittern. So etwas war bei ihm auch selten vorgekommen, und in letzter Zeit schon gar nicht, aber es zeigte ihm, daß er doch noch mehr Mensch war als Dämon. Obwohl ein Mensch ohne positive Gefühle.

Als das Röhrchen ein Drittel gefüllt war, nickte Solo Morasso zufrieden. Den Gummistopfen hielt er auch parat. Mit dem Daumen drückte er ihn auf die Öffnung.

Jetzt konnte nichts mehr schiefgehen. Gelassen wartete Dr. Tod, bis die Schale sich gefüllt hatte. Er ließ sich dabei sogar wieder in den Sessel fallen.

In dem großen Kolben war jetzt alles verdampft. Ein paar letzte Tropfen rannen noch in die Auffangschale, dann war es vorbei.

Das Elixier des Satans befand sich in der Tonschale. Eine sagenhafte, fantastische Vorstellung, dachte Dr. Tod. Er hatte es geschafft, diesen Trank herzustellen, und nun mußte er auch seine Kraft beweisen.

Infolge des Überschwangs, der Dr. Tod gefangenhielt, beugte er sich vor, umfaßte die Schale mit beiden Händen und streckte die Arme der Decke entgegen.

Handwarm war dieser Todestrank. Er sah den leichten Schleier über

der Oberfläche und spürte, wie es in der Schale noch leicht brodelte.
Ja, das Elixier des Satans. Er hatte es. Und er würde es einsetzen, um Lady X freizubekommen…

***

Claire Dickson konnte sich nicht mehr auf ihre Arbeit konzentrieren. Der Anruf hatte sie völlig aus der Bahn geworfen. Sie las in den Akten, sah die Sätze und Buchstaben zwar, doch sie begriff ihren Sinn nicht mehr.
Ihre Gedanken kreisten um Angie.
Hin und wieder zuckte ihre Hand zum Telefonhörer, aber sie traute sich einfach nicht, bei sich zu Hause anzurufen. Wenn die Verbrecher wirklich da waren und Angie…
Nein, nur nicht weiterdenken. »Sie können ihr doch nichts tun«, hauchte sie. »Angie ist doch noch ein Kind…« Das redete sie sich so lange ein, bis sie selbst daran glaubte. »Es war ein Scherz. Ein billiger, grausamer Scherz.«
Aber war es das wirklich?
Ein erneuter Anruf riß sie aus ihren Gedanken. »Ja«, meldete Claire sich hastig.
Es war nur eine Kollegin, die eine Information wollte. Die Zeit schien überhaupt nicht herumzugehen.
Endlich war Feierabend. Selten hatte die Frau so pünktlich Schluß gemacht. Sie floh fast aus dem Yard-Gebäude.
Ihr kleiner grüner Renault, den sie Laubfrosch getauft hatte, stand nicht weit von der Ausfahrt entfernt. Die Polizei hatte sie nicht eingeschaltet, obwohl sie nur hätte ein paar Schritte zu laufen brauchen. Wenn das Ganze ein Bluff oder Kinderscherz gewesen war, hätte sie sich lächerlich gemacht. Und das wollte sie auf gar keinen Fall.
Es war für sie eine Quälerei, sich durch den Londoner Berufsverkehr zu schlängeln. Oft kam sie nur schrittweise voran. Da sie auf die andere Seite der Themse mußte, geriet sie an der Westminster Bridge in einen Stau.
Warten.
Claire rauchte selten, aber jetzt zündete sie sich eine Zigarette an. Sie blies den Rauch gegen die Scheibe, wo das Gebläse ihn zerriß.
Claire Dickson wohnte in der Nähe des Waterloo-Bahnhofs, in einem sechsstöckigen Haus aus den 50er Jahren. Sie war nach dem Tod ihres Mannes und ihrer Eltern dort eingezogen. Die Wohnung entsprach zwar nicht den allermodernsten Gesichtspunkten, aber es war ein Bad vorhanden und auch eine Toilette.
Endlich fuhr sie in die Straße. Zum Glück fand sie einen Parkplatz. Neben dem Haus wurde ein Kino abgerissen. Jemand wollte dort eine

Spielhalle nebst Sex-Shop eröffnen. Die Arbeiter der Abbruchfirma hatten bereits Feierabend gemacht.

Hinter den eingerissenen Mauern gähnte düster der ehemalige Kinoraum. Claire Dickson schloß die Haustür auf und hastete die Treppe zum ersten Stock hoch. Das Treppenhaus war ziemlich geräumig. Eine Mieterin aus dem letzten Stockwerk kam ihr entgegen und wunderte sich, daß Claire ohne Gruß an ihr vorbeilief.

Mit zitternden Fingern schloß sie die Wohnungstür auf. Nach dem ersten Schritt schon fiel ihr der seltsame Geruch auf, der in ihrer Wohnung herrschte.

Irgendwie faul, muffig…

Ihr Herz schlug schneller. Und plötzlich wußte Claire, daß der Anruf kein Bluff gewesen war. Bestätigt wurde dieses Wissen, als die Tür zum Wohnzimmer aufgestoßen wurde und ein Fremder die schmale Diele betrat.

Claire schrie auf.

Sie hatte den Mann noch nie gesehen, aber er flößte ihr Furcht ein. Schwarzblaues Haar, ein kantiges Gesicht, eiskalte Augen, strichdünne, brutal verzogene Lippen und eine Stimme, in der kein Gefühl beim Sprechen mitschwang.

»Claire Dickson?«

Die Frau nickte nur.

»Kommen Sie mit!« Der Mann deutete auf die Badezimmertür.

Ein Zeichen, daß Claire vorgehen sollte.

Sie tat es. Und sie merkte, wie sehr ihre Knie zitterten. Eine ungeheure Angst hielt sie plötzlich umklammert. Vor ihren Augen drehte sich alles, das Grauen saß einfach zu tief.

Vor der weiß lackierten Tür blieb sie stehen. Sie traute sich nicht, sie zu öffnen.

Sie spürte die Anwesenheit des Fremden, dessen Namen sie nicht wußte.

»Öffnen!« befahl er.

»Was… was haben Sie mit meinem Kind gemacht?« Claire raffte all ihren Mut zusammen.

»Öffnen!« Als dritte Aufforderung bekam sie einen Stoß in den Rücken. Sie stolperte auf die Tür zu.

Da drückte Claire die Klinke nach unten, stieß die Tür auf und im nächsten Augenblick weiteten sich ihre Augen vor dem namenlosen Entsetzen.

***

»Angie!«

Das war kein Ruf mehr, sondern ein verzweifelter Schrei. Die Siebenjährige trug noch immer die gleichen Cordjeans wie am Morgen

und hatte auch ihren roten Pullover an. Beide Kleidungsstücke hoben sich sehr deutlich von den gelb schimmernden Fliesen ab, auf denen das Mädchen bewegungslos lag.

Und vor ihr stand eine unheimliche Gestalt mit nur einem Arm.

Sie hielt ein langes Schwert in der Hand. Die Spitze wies auf Angies Brust.

Es war Tokata. Dr. Tod hatte ihn mitgebracht.

Noch nie in ihrem Leben hatte Claire Dickson eine solch grauenhafte Gestalt gesehen. Diese monsterartigen Wesen stellten für Claire Dickson das absolut Böse da, das Grauenhafte, den reinen Horror. Das war kein Mensch mehr, der sie da durch die Maske anschaute, das war…

Plötzlich schwankte die Gestalt vor Claires Augen. Dabei war sie es, die nicht mehr konnte. Sie schaffte es einfach nicht, sich auf den Beinen zu halten, und hätte Solo Morasso sie nicht abgestützt, wäre sie gefallen.

Dr. Tod ließ ihr einige Minuten Zeit, um den grauenhaften Eindruck zu verkraften. Dann zischte er: »Reißen Sie sich zusammen!«

Claire nickte. Leichenblaß war ihr Gesicht. Sie konnte einfach nicht mehr hinschauen. Sie sah aber ihr Kind, über dem die Spitze des Schwerts schwebte.

»Was… was habt ihr mit Angie gemacht?« flüsterte sie mit tonloser Stimme.

»Noch nichts!« erwiderte Dr. Tod kalt.

»Ist… ist sie nicht…«

»Nein, sie lebt!«

Claire fiel ein Stein vom Herzen. Angie lebte. Man hatte sie nicht umgebracht. Die nächsten Worte allerdings zerstörten grausam ihre Hoffnungen.

Dr. Tod sagte: »Es liegt an Ihnen, Mrs. Dickson, ob Ihre Tochter auch weiterhin am Leben bleibt.«

Claire nickte automatisch.

»Haben Sie mich überhaupt verstanden?«

»Ja.« Sie schluckte. »Aber was soll ich tun? Ich… ich habe kein Geld. Wirklich nicht. Sie können das nehmen, was ich besitze, aber bitte, lassen Sie mir Angie!«

»Geld interessiert uns nicht!«

Dann wollten die etwas anderes. Aber was? Claire wagte nicht, danach zu fragen. Es war auch nicht nötig. Dr. Tod rückte von allein mit der Sprache heraus.

»Sie arbeiten doch im Untersuchungsgefängnis von Scotland Yard? Oder irre ich mich da?«

»Nein.«

»Deshalb werden Sie uns einen Gefallen tun. Das heißt…«

»Aber ich bin nur ein kleines Licht«, rief die Frau verzweifelt aus.

»Das lassen Sie unsere Sorge sein. Für meine Pläne sind Sie genau richtig.«

»Ja, Sir.« Claire nickte, wobei sie keinen Blick von ihrer kleinen Tochter ließ.

Wie tot lag das Kind am Boden. Aber es atmete, und das war für Claire wichtig.

»Was… was wollen Sie denn?«

Dr. Tod lachte. »Das möchte ich nicht gern hier im Bad besprechen. Und denken Sie immer daran. Einer wird jedesmal auf Angie achtgeben, Mrs. Dickson.«

»Ich habe verstanden«, hauchte die Frau.

»Wunderbar. Dann kommen Sie mit ins Wohnzimmer. Dort sitzt es sich gemütlicher, und ich kann Ihnen meinen Plan in aller Gemütsruhe erläutern.«

Claire Dickson warf noch einen letzten Blick auf ihre Tochter, bevor sie sich umdrehte und das Bad verließ.

Dr. Tod aber lächelte. Diese Frau hatte er soweit. Sie würde keine Schwierigkeiten machen, dafür hing sie zu sehr an ihrer kleinen Tochter. Mit gesenktem Kopf schritt Claire Dickson vor dem Mensch-Dämon her. Sie war in den letzten Minuten um Jahre gealtert.

***

»Eine Neue, sieh an«, sagte Viola Mandini und schwang ihren Oberkörper hoch. Die Rothaarige hatte auf dem Bett gelegen.

Jetzt schaute sie Jane aus ihren Katzenaugen forschend an.

»He«, grüßte Jane, nahm ihre Tasche und warf sie auf das dritte freie Bett. »Auf eine fröhliche Feier.«

Die Mandini lachte nur. Sie hat sich nicht verändert, stellte Jane Collins fest.

Noch immer trug sie ihre Überheblichkeit zur Schau. Die aufgeworfenen Lippen, die grünen Katzenaugen, die geschmeidige Figur und das Gesicht mit den hochstehenden Wangen, machten aus ihr den Typ Vamp, auf den viele Männer anspringen. Mit gekonntem Hüftschwung schlenderte sie auf Jane zu. »Über eins mußt du dir im klaren sein, Süße, den Ton hier geben Babs und ich an.«

»Meinetwegen.«

Die Mandini nickte zufrieden. »Wer bist du eigentlich?«

»Das behalte ich für mich.«

»Ich würde es dir nicht raten, Kleine. Wir können dir hier das Leben zur Hölle machen, und das meine ich ernst.«

Jane winkte ab. »Okay, sei doch nicht gleich eingeschnappt. Ich heiße Jane Mandell, bin auf den Strich gegangen und habe mich von meinem Zuhälter verprügeln lassen. Als ich es leid war, habe ich ihn

vergiftet. Alles klar?«

»Sicher.« Jetzt stellte Viola Mandini sich vor.

Jane ließ sich auf das Bett fallen. Sie beobachtete, daß Viola sich umdrehte und zu Lady X ging. »Was hältst du von ihr, Babs?«

Erst jetzt zeigte die Scott so etwas wie Interesse. Sie schaute Jane an. Der Blick brannte auf dem Körper der Detektivin. Jane fühlte sich unbehaglich. Wenn Viola Mandini schon gefährlich war, so war sie aber harmlos im Gegensatz zu Lady X.

»Die gefällt mir nicht!« Mehr sagte Lady X nicht. Nur vier Worte, danach schwieg sie wieder.

Jane Collins beschloß, auf der Hut zu sein. Sie ließ sich jedoch nichts anmerken, sondern spielte weiterhin die rüde Dirne aus Soho. »Ihr könnt mich alle mal kreuzweise.«

Die Katzenaugen der Mandini zogen sich zusammen. »Nimm dein Maul nur nicht zu voll, Süße, sonst wird es dir gestopft.«

»Wo willst du denn die vielen Leute hernehmen, die das schaffen?« grinste Jane spöttisch.

»Das besorge ich dir.«

»Besorge mir lieber ’nen Kerl, der zahlt.«

Viola lachte. »Deinen Job kannst du vergessen. Bis sie dich rauslassen, bist du alt und grau.«

»Warum soll es mir besser ergehen als dir?«

»Woher weißt du, was ich verbrochen habe?« Die Stimme der Mandini troff vor Mißtrauen.

»Ich weiß es nicht, kann es mir aber vorstellen. Was hast du denn angestellt?«

»Das gleiche wie du.«

»Auch gekillt, nicht?« Jane lachte. »Dann sind wir ja Schwestern und können direkt ins Altersheim gehen, wenn sie uns rauslassen. Und sie, da drüben? Die Schwarze mit dem Pflaster? Hat man sie verprügelt?«

»Nein. Bar…«

Plötzlich sprang Lady X auf. »Du sollst dein Maul halten, Viola. Ich habe dir doch gesagt, daß ich sie nicht mag, verdammt.«

»Ist ja schon gut«, sagte Jane. »Ihr habt mich ja schließlich auch ausgequetscht.«

»Das ist etwas anderes«, machte ihr die Mandini klar. »Du bist schließlich die Neue.«

»Deshalb küsse ich euch noch lange nicht die Füße.«

»Deine große Klappe wird dir noch vergehen.« Viola ging an ihr Bett und zündete sich eine Zigarette an. Sie setzte sich hin, rauchte und betrachtete Jane nachdenklich.

Etwa eine Minute ließ die Detektivin sich das gefallen. Dann fragte sie: »Ist was?«

»Ich weiß nicht so recht«, murmelte die Rothaarige, »aber irgendwie

gefällst du mir nicht.«

»Ich bin auch nicht lesbisch.«

»Das meine ich nicht. Ich habe das Gefühl, daß wir uns schon irgendwo begegnet sind.«

In Janes Hirn schrillten die Alarmglocken. War die Tarnung doch nicht so perfekt? Sie überspielte ihre Nervosität. »Bestimmt haben wir uns schon gesehen. Du siehst mir ganz so aus, als hättest du dein Geld auch im Bett verdient.«

Das war zuviel. Viola Mandini bekam einen roten Kopf. Ihr Gesicht verzerrte sich. »Noch eine dumme Antwort, und du kannst was erleben, Jane Mandell.«

»Dann frage mich auch nicht.«

»Nein, rede ruhig weiter«, sagte Lady X. Sie hatte sich auf die Seite gedreht, den Arm angewinkelt und ihren Kopf in die Handfläche gestützt. »Es interessiert mich. Vielleicht hat man sogar versucht, uns ein Kuckucksei ins Nest zu legen.«

Viola schaute Lady X an. »Du meinst, sie wäre eine…«

»Ja, das meine ich. Ein kleiner Spitzel.«

Jane Collins verzog erst die Lippen, schlug sich dann auf die Schenkel und lachte laut auf. »Ich soll für die Bullen arbeiten? Das gibt es nicht, ehrlich. Was sollte ich denn aus euch herauskriegen, wenn schon alles klar ist?«

Auf die letzte Frage bekam sie keine Antwort, dafür sagte Lady X: »Eine Nutte bist du auch nicht.«

Jane legte den Kopf schief. »Und woher willst du das wissen?«

»Weil Nutten anders sind als du. Schau dir allein deine Kleidung an. Der karierte Rock, das ist doch kein Hurengewand! Nein, Süße, du bist eine verdammte Laus.«

»Ach, leckt mich doch…«

»Auch mit diesen Sprüchen kannst du uns nicht überzeugen!« zischte die Scott, »du nicht. Oder was meinst du, Viola?«

Die Rothaarige hob die Schultern. »Wenn du mich schon so direkt fragst, ich kann da nicht viel sagen. Aber komisch kommt mir diese Mandell auch vor.«

»Das ist sicherlich nicht ihr richtiger Name.« Lady X stand auf.

»Ich wäre dafür, daß wir einen Versuch starten.«

»Wie meinst du das?«

Die Scott schaute Viola an. »Wir könnten zum Beispiel testen, ob ihre schönen schwarzen Haare echt sind. Wenn ja, entschuldigen wir uns sogar.« Sie lachte höhnisch.

Jane Collins wußte längst, daß es jetzt gefährlich wurde. Daß sie ungeheuer aufpassen mußte. Diese Lady X war von ihr unterschätzt worden. Sie zeigte eine ungeheure Raffinesse.

Auch Jane stand jetzt. »Seid ihr eigentlich verrückt?« fragte sie.

»Ihr habt doch einen Riß im Hirn, eine Laufmasche in der Pupille. Laßt mich in Frieden!«

Lady X blieb stehen. »Hast du Angst?«

»Nein.«

»Warum dann das große Maul? Es passiert dir ja nichts. Wir wollen nur an deinen Haaren zupfen. Wenn du echt bist, hast du nichts zu befürchten. Wenn nicht, dann…«

»Ich lasse diesen Kinderkram nicht mit mir machen!« erklärte die Detektivin fest.

»Also doch eine falsche«, sagte Viola Mandini.

»Halte du dich raus!«

Lady X war stehengeblieben. »Jane«, murmelte sie. »Ich kenne einige Frauen mit dem Namen Jane. Und eine hasse ich besonders. Sie heißt Jane Collins. Schon mal gehört den Namen?«

»Nie!«

»Die habe ich mir sehr gut angesehen, denn sie gehört zu meinen Feinden, und auch Viola kennt sie. Sie hat sie damals in der Geisterbahn erlebt. Schau sie dir an, Viola. Meinst du, diese kleine Schlampe könnte die Collins sein?«

Viola wiegte den Kopf. »Ich weiß nicht so recht. In der Geisterbahn war es zu düster, aber bekannt kommt sie mir vor, das habe ich auch gesagt.«

»Na bitte, was wollen wir mehr. Okay, kleine Viola, schau doch mal nach!«

»Klar.«

Die Rothaarige näherte sich Jane Collins von der Seite. Jane wußte, daß ihre Tarnung geplatzt war, wenn es den beiden Weibern gelang, ihr die Perücke vom Kopf zu reißen. Sie hatte Viola Mandini und Lady X unterschätzt, denen steckte das Mißtrauen bis in beide Fußknöchel.

»Hört auf!« sagte Jane zum letzten Mal.

»Nein!« zischte die Scott.

Auch auf dem Gesicht der rothaarigen Viola Mandini las Jane die nackte Feindschaft. Und die Frau von der Geisterbahn wollte es wissen. Sie griff sofort zu.

Damit hatte Jane gerechnet. Ein Schritt brachte sie aus der Reichweite. Dafür stieß sie beide Hände vor, traf Viola an den Schultern und schleuderte sie bis zum Waschbecken zurück, wo sie sich hart die Hüfte stieß.

»Du dreckige Mistbiene!« schrie sie. »Jetzt kannst du etwas erleben.« Viola Mandini stieß sich wieder ab.

Jane warnte noch einmal. »Hör auf, es hat keinen Zweck, ich lasse mich nicht…«

Viola schlug zu. Wie sie die Hand gekrümmt hatte, zeigte, daß sie auch Karate konnte. Aber Jane war ebenfalls kein heuriger Hase. Sie

fing den Schlag ab, bekam Violas Arm zu fassen und hebelte ihn herum. Ein klassischer Judogriff, dessen Wirkung Jane noch mit einem leichten Beinschlag verstärkte.

Die Rothaarige krachte zu Boden.

Sekundenlang blieb sie liegen. Ihr Gesicht zeigte einen erstaunten Ausdruck, als könnte sie nicht begreifen, daß Jane sie so lässig besiegt hatte.

»Das lernt man auf dem Strich«, sagte die Detektivin, »wenn man sich gegen irgendwelche Freier verteidigen muß.«

»Oder auf der Polizeischule!« unterbrach Lady X die Detektivin kalt. »Nicht wahr?«

Während Viola kopfschüttelnd auf die Beine kam und sich den Arm hielt, lächelte Lady X nur spöttisch.

Und dann schlug sie zu.

Jane Collins hatte sich von dem heimtückischen Lächeln täuschen lassen. Viel zu spät zuckte sie zurück. Die Faust traf sie genau über dem Rockgürtel. Diesen Schlag konnte sie nicht mehr parieren. Jane flog zurück, fiel zum Glück auf ihr Bett und bekam plötzlich keine Luft mehr.

Die Scott rieb sich die Knöchel. »Dir werde ich es zeigen, du kleine Schnüfflerin«, sagte sie kalt und wandte sich an die Mandini. »Da, schau sie dir an. So macht man das. Nicht wie du, das ist Anfängerarbeit, meine Liebe.« Lady X war keine normale Frau.

Sie hatte eine harte Ausbildung in den geheimen Wüstencamps der Terroristen hinter sich, sie kannte alle Tricks und Kniffe, und vor allen Dingen das unfaire Kämpfen war ihr beigebracht worden.

»Jetzt werden wir mal sehen, wen wir vor uns haben«, sagte die Scott träge. »Ihr Haar ist einfach zu schön, um echt sein zu können.« Sie ging zum Bett und blieb dicht davor stehen.

Jane hatte noch immer mit den Nachwirkungen des Schlages zu kämpfen. Ihre Bauchmuskeln zuckten. Es bereitete ihr Mühe, Luft zu bekommen. Tränen stiegen in ihre Augen und bildeten dort einen feuchten Film.

»Na?« höhnte die Scott. »Immer noch eine solch große Klappe, kleine Schnüfflerin?«

»Ich… ich bin keine Schnüfflerin.«

»Das werden wir gleich haben, Süße.« Lady X warf Viola einen kalten Blick zu. »Jetzt paß mal auf, Mädchen. Hier kannst du noch was lernen.«

»Mach sie fertig!« keuchte die Mandini. Sie haßte die Neue wegen des Niederschlags.

Lady X beugte sich zu der auf dem Rücken liegenden Jane hinunter. Die Detektivin wollte die Beine anziehen, um sich zu verteidigen, nicht einmal dazu war sie fähig.

Übergroß sah sie die Hände der Scott vor ihren Augen. Zwischen den Gelenken schimmerte das Gesicht mit den erbarmungslosen Augen.

Wie die Kralle eines Geiers stieß die Rechte vor und wühlte sich in Janes schwarzes Haar.

Jemand klopfte an die Tür!

***

Bill Conolly und Suko saßen genau dort, wo der Gang den Knick machte. Einmal führte er zu dem großen unterirdischen EDV-Komplex, auf der anderen Seite in die Richtung der Untersuchungszellen.

Es gab dort einen kleinen Raum, nicht größer als eine Abstellkammer, die zu den Putzkolonnen gehörte, wo die Frauen ihre Utensilien unterbrachten.

Man hatte den Raum kurzerhand leergeräumt und zwei Stühle hineingesetzt. Zudem war die Tür ausgewechselt worden. Die neue besaß einen Glaseinsatz. So konnten Bill und Suko immer sehen, wer das Yard Building betrat.

Ausgerüstet waren die beiden nicht nur mit ihren Spezialwaffen sie trugen die mit Silberkugeln geladenen Berettas und Suko dazu noch die Dämonenpeitsche –, sondern auch Walkie-talkies, über die sie sich jederzeit mit Sir James Powell in Verbindung setzen konnten, wenn etwas Außergewöhnliches geschah.

Bis jetzt hatte sich nichts getan. Beide dachten natürlich an Jane und auch an John Sinclair.

Es war inzwischen die Nachricht eingetroffen, daß sich John auf dem Flug nach London befand, was beide sehr begrüßten. Sie hofften nur, daß er noch zeitig genug da war, bevor die anderen zuschlugen. Daß Dr. Tod etwas im Schilde führte, daran bestand kein Zweifel. Es war nur die Frage, wie er das anstellen wollte.

»Wahrscheinlich wird er in der Nacht angreifen«, sagte Bill und starrte durch die Scheibe auf den Flur, wo zwei Männer der EDV in weißen Kitteln herumliefen.

»Schätze ich auch«, meinte Suko.

»Die Frage ist nur, ob er es mit Gewalt versuchen wird«, murmelte Bill.

»Wie sonst?«

»Durch einen Trick.«

Suko stand auf und reckte sich. Ihm gefiel es nicht besonders in der engen Kammer. »Nein, Dr. Tod ist kein Mensch, der zu Tricks greift. Der geht immer den direkten Weg der Zerstörung und Gewalt. Das kennen wir doch langsam.«

»Aber hier wird ihm das nicht viel nutzen.«

»Meinst du, er käme nicht durch?«

Bill Conolly nickte. »Genau. Wir sind zu gut bewacht. Das Yard-Building ist eine Festung.«

»Und wenn er den Nebel schickt?«

Da sagte Bill nichts mehr. Er wußte, wozu Dämonen fähig waren. Erst vor kurzem hatten sie es in einer verdammten Illusion geschafft, London in Schutt und Asche zu legen, in dem sie die Zeit einfach angehalten hatten. [4]

Mit Schaudern dachte Bill an das Abenteuer, obwohl er kein direkt Beteiligter gewesen war, sondern nur am Rande damit zu tun gehabt hatte. Wie auch Suko und Jane.

Als er an Jane dachte, sagte er: »Hoffentlich packt sie es.«

Suko wußte sofort, wen Bill damit meinte. »Jane ist nicht von gestern. Die wird sich schon durchsetzen.«

»Aber gegen Lady X…«

»Auch sie ist nur ein Mensch.«

Bill lachte auf. »Ein Glück. Wäre sie ein Dämon, dann wäre sie noch schlimmer. So kann man vielleicht ein wenig Hoffnung haben.«

»Willst du sie umkehren?« Suko schaute den Reporter erstaunt an.

»Nee, aber ein paar Gefühle wird sie doch noch haben. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß ein Mensch, besonders eine Frau, so schlimm sein kann.«

»Kennst du die Frauen.«

»Ja, ja«, grinste Bill. »Die sind manchmal schlimmer als wir. Oh, verflixt.«

»Was ist?« fragte Suko.

»Wenn man vom Teufel spricht, ist er nicht weit.« Bill lachte.

»Da kommen sie.«

»Wer?«

Bill brauchte nicht mehr zu antworten. Suko hatte sich umgedreht und Shao als auch Sheila erkannt. Der Reporter stieß bereits die Tür auf und winkte dem Portier zu, daß er die Frauen passieren lassen konnte.

Sir Powell hatte bewußt keine weiteren Wachen aufgestellt. Er wollte die Leute nicht nervös machen. Man wunderte sich sowieso schon, weshalb zwei Zivilisten in der Nähe des Hintereingangs hockten und die anderen Ausgänge, bis auf den Haupteingang verschlossen waren. Eine Antwort bekam niemand.

Sheila trug einen Korb. Sie stellte ihn vor Bill ab und hauchte dem Reporter einen Kuß auf die Lippen.

Shao tat bei Suko das gleiche.

Bill deutete auf den Korb. »Was soll das denn?« fragte er.

»Ganz einfach. Wir haben an euch gedacht. Ihr sitzt hier so einsam, und da wollten wir euch Proviant bringen, das ist alles.«

Bill hatte sich schon gebückt und den Stoff zur Seite geschlagen. »Das

sieht ja gut aus«, sagte er, obwohl er noch gar nichts erkennen konnte. Sheila hatte die Sachen ja in Alu-Folie eingepackt.

»Hau nicht so auf den Putz. Laß mich erst einmal auspacken«, sagte sie, nahm den Korb und ging in die kleine Kammer, wo sie ihn auf einen Stuhl stellte.

Hähnchenschenkel, Koteletts, Saft, es war alles da. Sogar Kaffee schwappte in der Warmhaltekanne.

Die beiden Männer freuten sich. Sie hatten wirklich Hunger.

»Na denn«, sagte Bill und biß herzhaft in einen Hähnchenschenkel. »Aber bleiben könnt ihr nicht«, sagte er kauend. »Wenn der Alte das sieht, springt er an die Decke.«

Sheila nickte. »Wir lassen euch die Sachen hier.«

»Und gehen anschließend essen«, vollendete Shao.

»Tut das«, sagte Suko nickend.

»Wenn alles vorbei ist, kannst du den Korb wieder mitbringen.«

Sheila schaute ihren Mann an. »Worum geht es denn eigentlich?«

Bill schüttelte den Kopf. »Kein Kommentar.«

»Aber es ist gefährlich?« Sheila schmiegte sich an den Reporter.

»Das kann es werden.«

»Dann gib auf dich acht.«

»Mach ich.«

»Und wo ist John?« wollte Shao wissen.

»Noch unterwegs.« Suko gab die Antwort. Trotz des Essens schaute er an Shao vorbei auf den Eingang. Ihn ließ er keine Sekunde aus den Augen. Deshalb fiel ihm auch die Frau auf, die mit seltsam steifen Schritte und bleichem Gesicht das Gebäude betrat und vom Portier nicht aufgehalten worden war. Suko überlegte kurz und erinnerte sich wieder. Das war eine der Aufseherinnen.

Sogar die Chefin vom Trakt. Sie trug jetzt zivil, einen langen, grünen Mantel, und war wenige Sekunden später verschwunden.

Suko dachte sich nichts dabei.

Bill Conolly drängte zum Aufbruch. »Tut mir leid, Kinder, aber ihr müßt gehen. Das hier ist keine Kneipe.«

»Ja, ja, wir verschwinden.«

Suko und Bill wurden zum Abschied noch einmal geküßt. Dann gingen die beiden Frauen.

Der Reporter drehte sich um. »Ist doch prima, nicht? Jetzt fehlt uns nur noch ein Bett.«

Suko grinste schief. »Das ist genau richtig für dich, du alter Penner.«

»Was heißt hier Penner? Jeder Mensch braucht seinen Schlaf.«

Das Sprechgerät gab einen Piepton von sich. Suko, der gerade keine fettigen Hände hatte, zog den Apparat aus der Tasche und meldete sich.

Sir James Powells Stimme klang quäkend, als er fragte:

»Irgendwelche besonderen Vorkommnisse zu vermelden?«
»Nein, Sir!«
»All right. Bleiben Sie weiterhin wachsam.«
»Natürlich, Sir. Aber haben Sie von irgendwelchen Aktivitäten der Gegenseite gehört?«
»Noch nichts.«
»Und was ist mit John Sinclair?«
»Er landet in fünf Minuten auf dem Airport der Luftwaffe. Ein Wagen steht schon bereit, der ihn abholt und so schnell wie möglich zu uns bringt.«
»Das ist gut.«
Bill hatte mitgehört. »Wenn John da ist, fühle ich mich wohler«, gab er ehrlich zu.
»Ich auch.«
Nicht, daß die beiden Männer eine solch große Angst gehabt hätten, aber sie dachten an den Todesnebel. Wenn Solo Morasso ihn wirklich einsetzte, war kein Kraut gegen ihn gewachsen.
Die beiden Freunde stellten den Korb in die Ecke des kleinen Raumes und tranken Kaffee. Dabei hatten sie sich wieder gesetzt.
Bill Conolly merkte, daß Suko über irgend etwas nachdachte.
»Hast du was?« fragte er.
»Ja, ich denke nach.«
»O wie schön.«
»Hör auf. Dafür ist das Thema viel zu ernst. Ich frage mich die ganze Zeit über, ob das Gefängnispersonal Überstunden macht.«
»Du meinst die Wachhabenden im Untersuchungsgefängnis.«
»Genau.«
»Aber wieso?«
Suko trank seine Tasse leer und stellte sie auf die Erde. »Als Shao und Sheila vorhin hier waren, da sah ich eine der Aufseherinnen kommen.«
»Die habe ich auch bemerkt. Das ist Mrs. Dickson. Sie hat hier die Leitung bei den weiblichen Gefangenen.«
»Die ist aber doch schon wieder nach Hause gegangen«, sagte der Chinese.
»Wie? Verstehe ich nicht.«
»Zur normalen Zeit hat sie Schluß gemacht und ist mit den anderen nach Hause gegangen. Jetzt aber kehrte sie zurück. Das ist es, was mich ein wenig stört.«
Bill runzelte die Stirn. »Seltsam. Aber in Anbetracht der Notlage muß sie vielleicht Überstunden machen.«
»Möglich, nur nicht sicher.«
»Dann fragen wir doch den alten Pavian«, sagte der Reporter ein wenig respektlos.

Suko nickte.

Bill Conolly holte sein Walkie-talkie hervor und stellte die Verbindung zu Sir Powell her.

Der meldete sich sofort.

»Conolly hier, Sir. Es geht um folgendes…« Der Reporter begann zu berichten. Der Alte hörte aufmerksam zu und sagte zum Schluß. »Ich melde mich gleich wieder, Mr. Conolly. Es ist gut, daß Sie mir das gesagt haben. Ich werde mir den Dienstplan und die Personalakte dieser Frau kommen lassen.«

»Danke.« Bill unterbrach die Verbindung und wandte sich Suko zu. »Er schaut nach.«

Plötzlich hatte eine gewisse Spannung die Männer ergriffen. Der Vorfall konnte sich natürlich als völlig harmlos herausstellen, doch Bill ging davon aus, daß er lieber einmal mehr fragte als einmal zuwenig.

Sir James meldete sich schnell. »Mr. Conolly! Die Frau hat keinen Dienst. Es gibt deshalb überhaupt keinen Grund für sie, wieder ins Yard Building zu kommen. Sie ist übrigens Witwe und hat eine siebenjährige Tochter.«

Der Reporter stieß einen Pfiff aus. »Da läßt sich unter Umständen einiges zusammenreimen, Sir«, sagte er.

»Meine ich auch. Deshalb habe ich einen Streifenwagen zu ihrer Wohnung geschickt. Wir dürfen jetzt auf keinen Fall irgendeinen Fehler begehen. Schauen Sie nach den Frauen. Ich komme dann selbst zu Ihnen hinunter.«

»Okay, Sir.« Bill schaltete das Gerät aus. Suko stand schon an der Tür.

Wenige Sekunden später eilten die beiden Freunde den langen Gang entlang.

Ihre Herzen klopften plötzlich schneller…

***

Lady X hielt inne, als sie das Klopfen vernommen hatte. Sie zischte einen Fluch.

»Ausgerechnet jetzt!« flüsterte Viola Mandini. »Was machen wir. Soll ich hingehen?«

»Ja.«

Jane atmete auf. Sie hatte eine kleine Galgenfrist bekommen.

Sie konnte sich auch wieder aufrichten und sah, daß die Klappe des Gucklochs angehoben worden war. Dann rutschte ein Schlüssel ins Schloß, im nächsten Augenblick ging die Tür auf.

Claire Dickson, die Aufseherin, stand in der Zelle. Hastig schloß sie die Tür und schaute die drei Frauen an.

Lady X grinste kalt. Sie winkelte ein Bein an und stemmte lässig

ihren Arm in die Hüfte. »Was wollen Sie denn hier?«

Claire konnte noch nicht sofort sprechen, sie mußte sich erst die Kehle freiräuspern. »Ich… ich soll Ihnen etwas bringen.«

»Und was?«

»Hier.« Sie öffnete den Mantel und holte aus der Innentasche eine flache Flasche ohne Etikett. Sie streckte den rechten Arm aus und reichte die Flasche der Scott. »Die hat man mir gegeben. Sie sollen den Inhalt trinken.«

»Wer hat die Ihnen gegeben?« erkundigte sich Barbara Scott lauernd.

»Ein Mann.«

»Wie hieß er?«

»Ich… ich habe den Namen vergessen. Er klang italienisch.«

»Vielleicht Morasso?«

»Ja.« Claire nickte heftig. »So lautete er.«

Die Scott lachte. »Das ist schon in Ordnung.« Dann blickte sie die Aufseherin an. »Und jetzt gehen Sie. Zu keinem ein Wort. Haben Sie verstanden?«

»Ja.« Claire zögerte noch.

»Was ist denn?«

»Sagen Sie…«, sie schluckte. »Sagen Sie ihm, daß ich meine Tochter lebend wiederhaben möchte. Bitte…«

»Ach, was geht mich Ihr Balg an. Verschwinden Sie lieber.«

Wieder einmal war Jane Collins von dieser Gefühlskälte der Frau geschockt. So konnte wirklich nur ein Mensch sprechen, der kein Herz besaß. Aber die Detektivin sah jetzt klarer. Dr. Tod versuchte also doch, Lady X zu befreien. Nur was war das für ein Trank?

Wieso sollte die Scott ihn trinken. Sie traute dem Braten selbst nicht, denn sie betrachtete die Flasche mißtrauisch.

»Was ist darin?« fragte Viola.

»Keine Ahnung.«

»Willst du es trinken?«

Lady X schwieg. In der Tat liefen ihre Gedanken auch in eine andere Richtung. Sie dachte daran, daß es bei der Mordliga üblich war, daß man, wenn seine Partner versagten, kein Erbarmen kannte. Sie hatte versagt, hatte sich gefangennehmen lassen, und sie hatte auch kurz vor ihrer Gefangennahme auf Marvin Mondo geschossen, als dieser von Suko überwältigt worden war.

Entweder brachte ihr der Trank die Freiheit oder den Tod. Die Chancen standen 50 zu 50.

Da hatte Viola Mandini eine Idee. »Warum läßt du sie nicht zuerst probieren?« schlug sie vor und zeigte dabei auf Jane Collins.

Plötzlich hellte sich das Gesicht der Scott auf. »Das ist die Schau«, lobte sie die Mörderin. »Daß ich nicht selbst darauf gekommen bin. Natürlich, unsere angebliche Bordsteinschwalbe wird ihn erst einmal

probieren.«
»Nein!« sagte Jane.
»Wetten doch?« fragte die Scott und kam langsam näher.
Jane wich aus. »Ich schreie«, drohte sie.
»Mir egal.«
Jane Collins bewegte sich ein wenig zur Seite. Sie wollte in die Nähe der Tür gelangen, denn wie sie gehört hatte, war die nicht abgeschlossen worden.
Dagegen hatten die Weiber etwas.
Blitzschnell schnitten sie der Detektivin den Weg ab.
»Jetzt kommst du nicht vorbei!« flüsterte Lady X. Die Frau, die sich mal Barbara und dann wieder Pamela nannte, genau wußte das niemand, lächelte teuflisch. Vielleicht hatte sie auch zwei Vornamen. Jane war es egal. Sie suchte nur einen Ausweg aus dieser Misere.
Die Scott griff an.
Blitzschnell war sie. Dabei hatte sie beide Arme hochgerissen, und ihre Handkanten sausten wie Schwerter durch die Luft. Jane konnte zwar nicht ausweichen, sondern nur abwehren, aber das reichte nicht. Die Schläge waren so wuchtig geführt worden, daß sie die Deckung der Detektivin regelrecht zerhieben.
Jane Collins wurde zurückgestoßen. Plötzlich konnte sie die Arme nicht mehr gebrauchen. Sie fielen einfach nach unten, und es gelang ihr nicht mehr, sie zu heben.
Lady X lachte. »Jetzt haben wir dich soweit!« schrie sie und setzte nach.
Jane mußte den nächsten Schlag voll nehmen. Er war mit der flachen Hand geführt worden und schleuderte die Detektivin zurück auf das Bett. Sie dachte nicht daran, aufzugeben und wuchtete ihren Körper hoch.
Genau in den Faustschlag hinein, den die Scott abgefeuert hatte. Jane spürte einen ungeheuer harten Schlag am Kinn, Sterne blitzten vor ihren Augen, dann merkte sie erst einmal nichts mehr.
Aber sie wurde nicht bewußtlos. Sie hielt sich noch. Nur fiel es ihr schwer, sich zu bewegen. Dafür spürte sie die gierigen Hände.
Sie tasteten über ihren Körper, suchten.
»Keine Waffen«, sagte Viola.
»Okay, dann gib ihr den Trank.«
»Aber…«
»Kein aber. Mach schon, ich halte sie fest.«
Lady X kniete sich neben Jane Collins auf das Bett und drückte beide Hände gegen Janes Wangen.
»Mach den Mund auf!« knirschte sie.
Jane preßte die Lippen zusammen.
»Verdammt, öffne endlich dein Maul, du dämliches Biest. Oder ich

mache dich fertig!«

Jane hörte die Stimme wie durch einen Watteschleier. Sie war noch immer nicht voll da, aber instinktiv widersetzte sie sich den Befehlen der ehemaligen Terroristin.

Doch Lady X gab nicht auf. Pamela Barbara Scott hielt Jane Collins kurzerhand die Nase zu. Das Mittel wirkte. Die sowieso schon angeschlagene Jane mußte den Mund öffnen, um Luft zu bekommen.

»Die Flasche!« schrie Lady X.

Viola Mandini hatte ausgezeichnet reagiert und das Gefäß schon aufgeschraubt. Sie beugte sich über die Detektivin, kippte die Flasche und stieß ihr die Öffnung zwischen die Lippen.

Die Flüssigkeit gluckerte aus der Mündung. Jane Collins blieb gar nichts anderes übrig, als zu schlucken, obwohl sie auch hustete, und versuchte, die Hälfte des Trankes wieder auszuspeien.

Das gelang ihr nicht.

Der Teufelstrank drang in ihren Mund, in die Kehle und rann hinein in den Magen.

Zu einem Drittel ließ Lady X die Flasche leertrinken. Dann sagte sie nur: »Stopp!«

Viola Mandini hielt inne. Sie zog die Flasche wieder zurück. Gemeinsam beobachteten die beiden Frauen die Wirkung des Tranks an der Detektivin.

Wie erschossen lag Jane auf dem Bett. Die Beine berührten noch den Boden, doch die Arme hatte sie ausgestreckt, als wäre sie ein großer lebloser Käfer.

Ein seltsames Gefühl überkam sie. Es war eine nie erlebte Wärme, die ihren Körper durchpulste und in jedes Blutgefäß drang. Zuerst fühlte sie sich richtig wohl, nur die Glieder wollten ihr nicht gehorchen, obwohl ihr Denken durch nichts beeinflußt wurde.

Sie konnte auch klar schauen und sah die Gesichter der beiden Frauen. Sie entdeckte die Anspannung auf den Zügen, den lauernden Ausdruck der Augen, wollte etwas sagen, doch ihre Stimme gehorchte ihr nicht mehr.

Die Wärme in ihrem Körper blieb.

Und nicht nur das. Sie steigerte sich, wurde stärker und stärker, so daß Jane Collins auf einmal das Gefühl bekam, sie müßte innerlich verbrennen. Das Blut ihr Blut, es schien zu kochen, zu sieden, gleichzeitig dicker zu werden und auch schneller durch die Adern zu laufen. Schmerzen!

Das Blut drückte, breitete sich aus. Jane hatte das Gefühl, platzen zu müssen. Sie wollte schreien, um Hilfe flehen, nicht einmal ein Krächzen drang aus ihrer Kehle.

Von einem Augenblick zum anderen war die Luft weg. Sie konnte nicht mehr atmen, ein letztes verzweifeltes Röcheln noch.

Schluß.

Es war eine Not, wie sie Jane Collins noch nie erlebt hatte. Sie warf sich auf dem Bett hin und her, zuckte, und trotz dieser grauenhaften Schmerzen sah sie alles klar und deutlich.

Das ist das Ende, dachte sie. Das ist der Tod. Sie merkte selbst, daß sie nicht mehr atmen konnte, aber seltsamerweise sah sie, bekam alles mit. Obwohl sie nicht mehr atmete, blieb sie weiterhin am Leben. Nur eben steif und völlig regungslos.

Wie scheintot.

»Ist sie gestorben?« wisperte die Mandini.

»Nein«, erwiderte Lady X. »Wir können den Trunk zu uns nehmen.«

»Du willst…?«

»Ja, ich will«, sagte die ehemalige Terroristin und riß der Mandini die Flasche aus der Hand, um das zweite Drittel in langen, gierigen Zügen zu leeren…

***

In langsamer Fahrt bog der Streifenwagen in die schmale Straße ein. Parkende Autos hatten den Spielraum so eingeengt, daß das Polizeifahrzeug kaum durchkam und in Schlangenlinien gelenkt werden mußte.

Die beiden Beamten schimpften entsprechend und beschlossen, der Verkehrspolizei einen Wink zu geben, damit hier Parkverbotsschilder aufgestellt wurden.

»Hier muß sie wohnen«, sagte Hook Daniels, der Fahrer. Sein Kollege nickte und schaute aus dem Fenster. Mit forschenden Blicken suchte er die, Hausfronten ab.

Die Wohngegend machte keinen gepflegten Eindruck, aber es wurde viel gebaut. Man riß alte Häuser ab und baute neue auf.

Stadtteilsanierung, die auch vor dieser Gegend nicht Halt gemacht hatte.

»Da ist es«, sagte der Beifahrer. »Neben dem ehemaligen Kino.«

»Und wo sollen wir parken?«

»Fahrt doch auf den Bürgersteig.«

Hook Daniels machte das nichts aus. Er lenkte den Streifenwagen quer auf den Gehsteig, stoppte und stieg zusammen mit seinem Kollegen aus. Sie gingen auf den Hauseingang zu, verfolgt von zahlreichen Blicken der Anwohner.

Die Dunkelheit hatte den Tag bereits überholt und die blasse Januarsonne vom Himmel vertrieben. Es war kalt geworden. Das Thermometer sank auf unter Null. Auf den Scheiben der parkenden Wagen glitzerte schon die erste Reifschicht.

Zum Glück fanden die Beamten ein Klingelbrett und stellten fest, daß Mrs. Dickson in der ersten Etage wohnte.

»Zu viele Treppen sind ungesund«, grinste Hook Daniels, der nur drei Jahre bis zur Pensionierung hatte.

»Willst du unten bleiben?« fragte sein Kollege.

»Dienst ist Dienst. Merk dir das, du Spund.«

Nebeneinander schritten die beiden Männer die breite Treppe hoch. Still war es nicht. Irgendwo dudelte ein Radio. Aus einer Wohnung in Parterre erschallte das Schreien eines Babies.

Vor der Wohnungstür im ersten Stock blieben die Männer stehen. Sie schauten sich kurz an, und Hook Daniels legte einen Zeigefinger auf den Klingelknopf.

Das schrille Läuten hallte durch die Wohnung, aber es rührte sich nichts.

Hook schob seine Mütze nach vorn und kratzte sich am Hinterkopf. »Gehen wir, oder versuchen wir es noch einmal?«

»Wo bleibt deine Berufsauffassung?«

»Richtig, George.« Hook Daniels schellte ein zweitesmal.

Diesmal hatte er Erfolg. Leichte Schritte näherten sich der Wohnungstür.

»Hört sich an wie ein Kind«, murmelte George.

Es war auch eins, das die Tür öffnete. Ein kleines Mädchen mit flachsblonden Haaren und verweinten Augen.

Daniels wurde mißtrauisch. Er konnte nicht viel sehen, weil die Wohnung hinter dem Kind dunkel war. Hook Daniels ging in die Knie, um mit dem Kind zu sprechen.

Das war sein Verderben. Aus dem Dunkel der Wohnung erschien Tokata, der Samurai des Satans. Und mit ihm kam die mörderische Klinge des in der Hölle geschmiedeten Schwerts.

Nur eine Handbreit über dem Kopf des Kindes fegte die Klinge hinweg und traf mit tödlicher Präzision ihr Ziel. Plötzlich hatte Hook Daniels einen roten Streifen auf der Brust. Er kippte nach vorn, während Tokata das Kind zurück in die Wohnung zog.

Das alles hatte kaum zwei Sekunden gedauert. George sah seinen Kollegen auf der Türschwelle liegen, sah das Blut, und reagierte erst jetzt. Seine Hand raste zur Waffe. Er hätte lieber flüchten sollen, denn so entging er der Klinge nicht.

Tokata hieb mit dem rechten Arm von oben nach unten zu.

George spürte nur einen winzigen Moment den alles verzehrenden Schmerz, dann war es vorbei.

Tot kippte er über seinen Kollegen.

Unter der Maske drang ein dumpfer Laut hervor, daß wohl ein Lachen sein sollte. Tokata steckte das Schwert weg, bückte sich und zog die beiden Toten in die Wohnung, wo er sie im Korridor liegen ließ. Es war auch höchste Zeit, denn Schritte auf der Treppe kündigten an, daß jemand nach oben wollte.

Sacht drückte der Samurai des Satans die Tür ins Schloß. Als er sich umdrehte, stand die kleine Angie im Korridor. Sie sah die beiden Männer, und das Kind warf sich herum, um wegzulaufen.
Es hatte gegen Tokata keine Chance. Weinend warf sich die Siebenjährige in einen Sessel…

***

Bill Conolly und Suko hatten es mehr als eilig, als sie den Gang hinunterrannten. Sie waren so schnell, daß sie fast mit einer Frau zusammengestoßen wären, die ihnen entgegenkam und dem Ausgang zustrebte. Die Frau lief Bill Conolly praktisch in die Arme.
Sie war in Gedanken versunken gewesen und schreckte auf, als sie Bills Hände auf ihrer Schulter spürte. Der Reporter sah in das Gesicht, sah auch den grünen Mantel und wußte sofort, wen er vor sich hatte.
Claire Dickson.
»Suko!« Sein Ruf hielt den Chinesen zurück. »Das ist Mrs. Claire Dickson.« Suko kam sofort.
Bill hatte die Frau bis gegen die Gangwand zurückgeschoben.
Mrs. Dickson verkrampfte ihre Hände um den Mantelkragen.
»Was… was wollen Sie von mir?«
»Sie müssen reden!«
»Wieso? Ich…«
»Tun Sie nicht so, Mrs. Dickson. Wir wissen alles.«
»Was wissen Sie?«
»Warum sind Sie noch einmal zurückgekommen?«
Die Aufseherin hatte ihren ersten Schrecken überwunden. »Was erlauben Sie sich, Mister? Ich bin hier angestellt. Sie sind fremd. Ich lasse Sie festnehmen.«
»Reden Sie nicht. Wen haben Sie besucht? Sie sind doch nicht ohne Grund zum Yard gegangen.«
»Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig«, erwiderte die Frau mit trotziger Stimme.
»Doch, das sind Sie!« Ein anderer mischte sich ein. Es war Sir James Powell. Mit hastigen Schritten kam er den langen Gang hinab.
Bill ließ Claire Dickson los, die den Kopf drehte und blaß wurde.
Entweder hatte sie ein schlechtes Gewissen, oder aber sie fürchtete sich vor dem Superintendenten.
Wahrscheinlich beides.
»Sir, das ist sie«, sagte Bill Conolly.
Der hohe Polizeibeamte schaute Claire Dickson scharf an. »Sie werden uns antworten müssen, Mrs. Dickson.«
Claire nickte.
»Wo waren Sie?«
»Ich habe noch etwas vergessen.«

»Was?«
»Meinen Schlüssel.« Sie log, das merkte man ihr an, denn sie konnte keinem der drei Männer in die Augen sehen.
»Warum lügen Sie?« fragte der Alte.
»Ich sage die Wahrheit.«
»Wir können Ihre Kolleginnen fragen, ob es stimmt. Wenn ja, entschuldige ich mich. Wenn nicht, spielen Sie mit Ihrer Arbeitsstelle. Dann werden Sie entlassen.«
Claire Dickson hob den Kopf. Bill und Suko sahen in ihren Augen Tränen schimmern. Diese Frau mußte unter einem seelischen Druck stehen, und sie tat dem Reporter leid, aber er mußte jetzt hart bleiben und nachhaken. Zuviel stand auf dem Spiel.
»Sind Sie zu einem Entschluß gekommen?« wollte Sir James wissen.
»Ja, Sir.«
»Und?«
»Ich habe Sie angelogen.«
Sir James nickte. »Das wußten wir. Jetzt möchten wir von Ihnen den Grund erfahren.«
Das Gesicht der Frau nahm einen qualvollen Ausdruck an. »Aber ich kann nicht reden, Sir. Verstehen Sie doch. Es geht nicht, beim besten Willen nicht. Machen Sie mit mir, was Sie wollen.«
»Sie werden erpreßt!«
Claire Dicksons Antwort ließ einige Zeit auf sich warten, dann hauchte sie ihre Zustimmung.
»Wie werden Sie erpreßt?«
»Sir, ich…«
»Wenn Sie jetzt schweigen, machen Sie alles noch schlimmer. Ich habe bereits veranlaßt, daß ein Streifenwagen zu Ihrer Wohnung fährt. Die Polizisten sollen nachsehen, ob dort alles in Ordnung ist. Sie geben uns dann Bescheid.«
»Mein Gott, was haben Sie getan. In der Wohnung ist Angie, meine kleine Tochter.«
»Allein?«
»Nein«, schluchzte die Aufseherin. »Jemand ist bei ihr. Eine furchtbare Person. Kein Mensch mehr, ein Monster, das nur noch einen Arm hat. Grauenhaft…«
»Tokata«, flüsterte Bill.
Suko wurde bleich, und Sir Powell schloß für zwei Sekunden die Augen.
Bill und Suko ahnten, was jetzt in seinem Kopf vorging. Er hatte die beiden Beamten losgeschickt. Wenn sie auf Tokata getroffen waren, dann lebten sie sicherlich nicht mehr.
»Entschuldigung«, sagte der Superintendent und lief weg. Bestimmt würde er versuchen, die Männer noch über Funk zu erreichen. Wenn

es nicht klappte, dann war die Wahrscheinlichkeit groß, daß die beiden nicht mehr lebten.

Der Reporter fragte sofort weiter. »Also, Mrs. Dickson. Wir haben uns richtig verstanden. Wem wollten oder haben Sie vorhin einen Besuch abgestattet?«

»Den beiden Neuen.«

»Also Pamela Scott und Jane Mandell?«

»Barbara Scott.«

»Manchmal nennt sie sich so«, sagte Bill. »Was wollten Sie bei den Frauen?«

»Ich mußte ihnen eine Flasche bringen, in der eine Flüssigkeit war.«

»Welche?«

»Das weiß ich nicht. Die hat mir ein Mann gegeben.« Sie lieferte eine Beschreibung von Dr. Tod.

Suko und Bill warfen sich bezeichnende Blicke zu. Sie wußten beide Bescheid.

»Und was ist dann geschehen?« hakte der Reporter nach.

»Ich habe die Flasche nur übergeben und bin sofort wieder gegangen. Bis Sie mich aufhielten.«

Bill Conolly stieß Suko an. »Komm, wir dürfen nicht mehr zögern.« Zusammen mit der Aufseherin liefen sie zur Zelle. Den Schlüssel hatte Claire Dickson wieder abgegeben, so daß Bill nur durch das Guckloch schauen konnte. Als er sich wieder umdrehte und Suko anblickte, war er kalkweiß im Gesicht.

»Was ist los?«

»Die drei«, Bill schluckte. »Also, die drei Frauen, auch Jane, liegen tot auf dem Boden…«

***

Wir flogen in die Kälte. Das heißt, in London herrschten niedrigere Temperaturen als draußen auf See. Wir hatten auf dem Flug viel Schnee gehabt, waren durch ein Unwetter geflogen, daß mir Hören und Sehen verging, und erst über der Insel änderte sich das Wetter.

Klarer Himmel, hervorragende Fernsicht, nur getrübt durch über Städte liegende Dunstglocken.

Kurs Osten.

Ich hockte hinter dem Piloten, eingehüllt in Fliegerkleidung und mit einer Atemmaske versehen. Schließlich flogen wir schneller als der Schall. Als man mir das vorschlug, hatte ich nichts dagegen gehabt, obwohl es das erste Mal war, daß man mich auf solch immense Geschwindigkeiten trimmte.

Dann die Landung. Wir verloren an Geschwindigkeit. Ein gewaltiges Areal wischte unter uns hinweg. Baracken, Hangars, in denen die Air-Force-Jets standen.

Die Maschine sackte dem Erdboden entgegen und berührte ihn endlich. Knatternd sprang der Bremsfallschirm auf, ich fühlte mich in den Sitz gepreßt und bekam leichte Kreislaufbeschwerden, aber ich packte es dennoch.

Die Maschine rollte aus.

Wir standen.

Ich atmete auf. Himmel, war das ein Flug gewesen. Der Pilot öffnete die Haube, eine Leiter wurde sogar herangefahren, aber noch schneller war der Jeep, in dem zwei Offiziere saßen und angespannt zuschauten, wie ich mit zitternden Knien die Leiter hinunterstieg, dem grinsenden Pilot die Hand reichte und zum Wagen ging.

Der Mann neben dem Fahrer war ausgestiegen, salutierte und machte sofort Meldung.

»Sie müssen augenblicklich nach London. Aber vorher sollen Sie sich mit Ihrem Chef in Verbindung setzen.«

Ich nickte. »Fahren wir!«

Im Höllentempo ging es ab. Mir jedoch kam es so vor, als würde der Jeep stehen.

Wir fuhren auf die Commander-Baracke zu. Danach ging alles im Laufschritt. Bis zum Telefon kam ich, dann mußte ich mich erst einmal setzen, weil mir schwindlig wurde.

Verdammt, ich war auch keine Maschine.

»Möchten Sie einen Kaffee?« fragte mich ein noch jüngerer Offizier.

»Gern.«

Ich bekam ihn. Der Mann stellte die Tasse neben das Telefon, und ich rief Superintendent Sir James Powell an. Er hob sofort ab.

»Dr. Tod hat schon zugeschlagen«, berichtete er mir. »Und Tokata ist in London.«

»Wo?«

»Ich habe die genaue Adresse erfahren. Holen Sie das Kind raus, John. Um die anderen Dinge kümmern wir uns hier.«

»Ich werde alles versuchen, Sir«, sagte ich rauh.

Ich durfte gar nicht daran denken. Ein siebenjähriges Mädchen in der Hand dieses Monsters.

Konnte es etwas Schlimmeres geben?

***

»Tot?« flüsterte Suko.

»Ja.«

»Aber das ist doch nicht möglich.«

»Sieh selbst.« Bill Conolly trat zur Seite und machte dem Chinesen Platz.

Der schaute durch die Öffnung. Und er sah die gleiche Szene wie Bill. Drei Frauen lagen auf dem Boden. Er erkannte Barbara Scott. Sie lag

in der Mitte der Zelle und hielt mit den Fingern der rechten Hand noch die leere Flasche umklammert.

Wo ihre Füße endeten, lag der Kopf von Viola Mandini. Das rote Haar verdeckte ihr Gesicht.

Jane Collins sah Suko neben einem der Betten liegen. Sie mußte hinuntergerutscht sein, denn mit einer Hand berührte sie noch die Liegefläche.

Alle drei Frauen rührten sich nicht.

Bill Conolly hatte recht gehabt.

Sie waren tot.

Suko schluckte. Als er sich umdrehte, war sein Gesicht ebenso kalkig wie das von Bill.

Unaufgefordert hatte Claire Dickson die Schlüssel geholt. Sie selbst schloß auf und betrat auch zusammen mit den beiden Männern die Zelle.

Neben Lady X blieben sie stehen. Bill fragte: »War das die Flasche, die der Mann Ihnen gegeben hatte?«

»Ja.«

Der Reporter bückte sich und versuchte, Lady X die Flasche aus den Fingern zu nehmen. Es gelang ihm nur schwer, weil die Finger irgendwie verkrampft wirkten und sich hart um den dünneren Hals gekrallt hatten.

Bill legte die Flasche zur Seite. Jetzt erst schaute er sich Jane an. Er spürte plötzlich das Würgen in der Kehle, das Atmen fiel ihm schwer, sein sonst so klarer Blick verschwamm.

Jane tot?

Das durfte nicht sein, das gab es nicht. Er fühlte ihren Puls.

Nichts.

Den Herzschlag. Auch nichts.

Dann machte Bill einen letzten Versuch und holte einen kleinen Taschenspiegel hervor, den er der Detektivin an die Lippen hielt.

War noch ein Rest Leben in ihr, dann mußte der Spiegel durch den Atem beschlagen.

Er beschlug nicht!

Für Bill Conolly gehörte diese Minute mit zu der schlimmsten seines Lebens. Er blieb unbeweglich hocken, bis Sukos Schatten auf ihn fiel. Da erst hob der Reporter den Kopf.

Suko schaute auf den Spiegel. Maskenhaft starr war sein Gesicht. Er brauchte kein Wort zu sprechen. Nur im Hintergrund hörte man das Schluchzen der Aufseherin, die beide Hände vor ihr Gesicht geschlagen hatte.

»Sie sind tot«, flüsterte der Reporter. »Es gibt keinen Zweifel. Der Spiegel ist nicht beschlagen.«

Suko hob nur die Schultern.

Bill konnte Janes Gesicht nicht mehr sehen. Sie mußte gelitten haben. Dieses Leid spiegelte sich auch auf ihren Zügen wider.

»Dieser verdammte Teufelstrank«, murmelte der Reporter und hob die Flasche hoch, wobei er sie gegen das Licht hielt. Ein paar Tropfen noch rannen an der Innenseite den Boden entgegen, wo sie sich sammelten und eine Lache bildeten. Diese Flasche würde Bill ins Labor geben und dort den Inhalt untersuchen lassen. Hoffentlich bekamen die Chemiker etwas heraus, aber das brachte Jane auch nicht ins Leben zurück.

Bill war zum Heulen zumute. Wachsbleich und irgendwie gläsern wirkte seine Haut, die Lippen hatte er fest zusammengepreßt, im Hals saß noch immer der würgende Kloß, und seine Hände zitterten.

Dann erschien Sir James Powell. Er hatte gesehen, daß die Tür offenstand, übertrat die Schwelle und blieb wie angewurzelt stehen. Schlagartig verschwand das Blut aus seinem Gesicht. Er schaute die drei leblos daliegenden Frauen an und hob anschließend den Blick, um Bill und Suko anzusehen.

Der Reporter hob die Schultern.

»Tot?« fragte Sir James.

Bill nickte, während Suko nachdenklich zu Boden starrte.

»Es war alles umsonst«, sagte der Reporter. »Wir haben uns falsch benommen. Wir hätten anders reagieren sollen.«

»Nein.« Sir James schüttelte den Kopf. »Machen Sie sich keine Vorwürfe, Bill. Sie haben getan, was sie konnten.«

»Und jetzt?«

»Wir lassen die drei Leichen wegschaffen. Der Arzt soll sie obduzieren.«

»Ja, Sir.« Bill schluckte. »Ich weiß gar nicht, wie ich es John sagen soll. Er wird durchdrehen, wenn er hört, daß Jane nicht mehr am Leben ist.«

»John mußte sich um Tokata kümmern. Ich habe meinen besten Mann zu ihrem Haus geschickt, Mrs. Dickson.«

»Zu diesem Monster?« fragte die Frau.

»Einer muß es stellen.«

»Laß uns gehen«, sagte Bill. »Ich kann die tote Jane nicht mehr anblicken.«

»Falls sie tot ist«, murmelte der Chinese.

»Wieso? Glaubst du mir nicht?«

Suko hob die Hand. »Doch, Bill, ich glaube dir. Nur will das nicht in meinen Schädel, daß Dr. Tod Lady X so einfach tötet. Er brauchte sie doch.«

Sir James war schon gegangen und hatte Mrs. Dickson mitgenommen. Suko und Bill blieben im Gang stehen, während der Chinese langsam die Tür zudrückte.

»Wenn du das so siehst.«
»So sehe ich es. Schalte mal sämtliche Gefühle aus, Bill. Nimm einfach an, daß Solo Morasso hier einen ungeheuren Trick gestartet hat. Daß er uns leimen will.«
»Du meinst, die drei sind nicht tot.«
»Nein!«
»Daran glaubst du fest?«
»Was heißt glauben? Ich kenne nur Dr. Tod und seine Mentalität. Er kann es sich einfach nicht leisten, auf ein Mitglied seiner Mordliga zu verzichten.«
Bill nickte. Seine Gesichtsfarbe war schon wieder ein wenig zurückgekehrt. »Nehmen wir an, du hast recht. Wie sollen wir reagieren?«
»Wir müssen mit Sir Powell reden. Auf jeden Fall werden wir so tun, als wären wir auf den Trick hereingefallen. Das heißt, wir reagieren so, wie Dr. Tod es sich wahrscheinlich vorstellt. Die Leichen werden weggeschafft. Kühlhaus, Obduktion. Aber so weit wird es Morasso nicht kommen lassen. Er schlägt vorher zu.«
»Wo wir dann dabei sind.«
»Genau.«
Bill Conolly atmete tief ein. »Mann, Suko, wenn das wahr sein sollte, dann, also dann…«
»Warten wir es ab«, schwächte der Chinese Bills Freudenausbruch. »Wir müssen zuvor alles mit Powell bereden, denn ein Fehler darf uns jetzt nicht unterlaufen…«

***

Mein Chef, Sir James Powell, hatte mir zwar erklärt, wo ich Tokata finden konnte, aber um ein solches Monster zu stellen, bedurfte es gewisser Vorbereitungen. Das war wirklich kein Spaziergang.
Und auch ich fühlte mich nicht gerade in Topform. Schließlich hatte ich einiges hinter mir, und ein Monster wie Tokata, das war kein einfacher Gegner, sondern schon ein tödliches Trauma. Ich traute mir kaum zu, Tokata zu besiegen. Sein Haß auf mich war sowieso riesengroß, denn mir hatte er den Verlust seines linken Arms zu verdanken. Der Bumerang hatte ihn abrasiert, war dann aber unglücklicherweise in die Hände von Solo Morasso gefallen, dem es als Mensch-Dämon nichts ausmachte, diese Waffe anzufassen.
Schon öfter hatte ich erlebt, wie Tokata mit seinem Schwert umgehen konnte.
Vor dieser Waffe hatte ich einen regelrechten Horror. Sie flößte mir Angst ein, denn dieses Schwert war eine Wunderwaffe im negativen Sinne. Tokata beherrschte sie zur Perfektion, und er schlug sich damit im wahrsten Sinne des Wortes den Weg frei. Er würde auch keine

Rücksicht auf die minderjährige Geisel nehmen.
Ob Mann, Frau oder Kind - Gefühle waren bei diesem Monster nicht vorhanden.
Ich wußte das, konnte mich darauf einstellen, und trotz allem war dieser Samurai des Satans unberechenbar. Es gibt nicht viele Gegner, vor denen ich Angst habe, aber Tokata gehört dazu.
Einen Wagen hatte man mir zur Verfügung gestellt. Es war ein schiefergrauer Vauxhall Astra GL, der kleinste Wagen dieser Marke, aber er war schnell und wendig.
Ich scheuchte ihn durch London und erreichte mein Ziel doch nur in der Dunkelheit.
Langsam rollte ich durch die Straße. Es war keine vornehme Gegend, Sanierungsgebiet eben. Als ich an dem Haus vorbeifuhr, peilte ich aus dem Fenster.
Hinter den Scheiben im ersten Stock brannte kein Licht. Ansonsten waren die Wohnungen in dem Haus erleuchtet. Der erste Stock kam mir wie eine düstere Höhle vor.
Ich fröstelte. Vor kurzem hatte ich mein Gesicht im Innenspiegel betrachtet. Gut sah ich wirklich nicht aus. Grau die Haut, mit tiefen Ringen unter den Augen. Mir fehlte der Schlaf, die Anstrengungen machten sich doch bemerkbar.
Offiziell und von vorn wollte ich das Haus nicht betreten. Obwohl ich nur wenig gesehen hatte, war mir doch die Bauruine neben dem Gebäude aufgefallen.
Darauf baute ich meinen Plan.
Einen Parkplatz fand ich nach einigem Suchen. Ich stieg aus und ging den Weg zu Fuß zurück.
Aus den offenen Türen eines Pubs quollen dicke Qualmwolken.
Das Gewirr der Stimmen tönte bis auf die Straße. Ich sah auch den Streifenwagen, der schräg auf dem Bürgersteig stand. Sir James hatte mir davon berichtet. Von den beiden Beamten hatte er nichts gehört. Es war anzunehmen, daß sie nicht mehr lebten.
Wenn ich daran dachte, fühlte ich einen dicken Kloß im Magen.
Tokata war ungeheuer grausam. Er machte vor nichts und niemandem Halt. Leben existierte für ihn nicht. Da war er gnadenlos.
Man hatte scheinbar erst angefangen, das Gebäude abzureißen.
Wo früher der Eingang war, gähnte ein dunkles Loch. Darüber standen die Mauern noch, und ich sah die Reklame eines Kinos.
Die Leuchtschrift hing in Fetzen von der Mauer.
Ein schneller Blick nach beiden Seiten. Niemand beobachtete mich. Hastig tauchte ich in den Eingang, und die Dunkelheit verschluckte mich.
Überall lagen Trümmer. Mauerreste, Steine, Staub. Es war unmöglich, sich leise zu bewegen. Immer wieder knirschte unter

meinen Sohlen der Dreck.
Die Hinterwand stand noch. Dafür befanden sich in einer Seite einige Löcher, durch die ich klettern konnte. Einmal stieß ich mit dem Kopf gegen eine Mauerecke und schluckte nur im letzten Moment einen Fluch herunter.
Dann stand ich im Hinterhof.
Links von mir lag das Haus, in dem Tokata sich versteckt hielt.
Keine Mauer trennte die Hinterhöfe. Licht schimmerte aus den zahlreichen Fenstern, so daß ich mich gut orientieren konnte und nicht gegen die übervollen Mülltonnen stieß.
Leider gab es keine Feuerleiter, über die ich bis an die Fenster gelangen konnte. Ich mußte also in das Haus eindringen und den offiziellen Weg nehmen.
Das paßte mir überhaupt nicht.
Zum Glück fand ich die Hoftür nicht verschlossen, drückte sie auf und verzog das Gesicht, weil die Tür in den Angeln quietschte.
Ich schlüpfte durch den Spalt und stand in einem düsteren Treppenhaus.
Aber ich hörte das Flüstern und das Girren eines jungen Mädchens. Irgendwo hatte sich ein Liebespärchen in die Ecke gedrückt. Es mußte mich auch gehört haben, denn die Geräusche verstummten. Statt dessen blitzte der Strahl einer Taschenlampe auf. Im nächsten Moment wurde ich geblendet.
»Ein Spanner, sieh mal an!« ertönte eine Stimme irgendwo vor mir. »Dazu noch ein Fremder.«
»Gib ihm doch was aufs Maul, Billy!« forderte das Girl. Auch das noch.
Ich ging einen Schritt zur Seite, bis ich die Wand an der Schulter spürte und auch der unmittelbaren Blendung entkam.
»He, bleib hier.« Der Strahl sank nach unten. Aus der Dunkelheit sah ich eine breitschultrige Gestalt auf mich zukommen. Eine Lederjacke glänzte ebenso wie die Orden, die daran hingen. Sie klimperten allerdings noch.
»Mach keinen Ärger, Junge«, warnte ich.
»Schiß?«
Nein, Schiß hatte ich nicht, wollte aber keine Auseinandersetzung.
Der Typ schlug zu. Er war nicht einmal langsam, aber eben nicht schnell genug für mich. Ich streckte meinen rechten Arm aus, und seine Faust klatschte gegen meine Hand.
»Laß es!«
»Scheiße«, sagte er. Dann griff er richtig an, warf seinen Körper und damit sein Gewicht in die Waagschale. Es gelang ihm tatsächlich, mich gegen die Wand zu drücken. Beide Arme stemmte er gegen meine Brust. Dann zog er einen zurück und holte mit dem anderen

aus. Ich sollte seine Faust zu schmecken bekommen.

Ich nahm den Kopf zur Seite.

Bill drosch gegen die Wand. Und das bekam seinen Knöcheln überhaupt nicht. Er heulte wie ein junger Hund, begann zu tanzen, und ich gab ihm noch einen Schubs, daß er nach hinten taumelte und gegen das untere Fundament der Treppe stieß.

Das Mädchen, es hatte in der Dunkelheit den Kampf abgewartet, machte Licht.

Ein noch junges Gesicht, von blonden Haaren umrahmt, starrte mich an.

»Was haben Sie gemacht?« kreischte die Kleine.

»Nichts!« erwiderte ich wahrheitsgemäß.

Sie glaubte mir aber nicht und begann zu schreien.

Verdammt, damit machte sie alles kaputt. Es fehlte noch, daß hier eine menschliche Sirene rumheulte.

»Hören Sie auf!« fuhr ich sie an.

Das Girl schüttelte den Kopf.

Bevor ich noch eingreifen konnte, warf sich die Kleine auf dem Absatz herum und hetzte davon. Um ihren Knaben kümmerte sie sich nicht mehr.

Schreiend und kreischend rannte sie in den Flur hinein und dann die ersten Stufen hoch.

Auf dem Absatz warf sie sich herum, streckte beide Arme aus und rief: »Mörder, Einbrecher!« Sie stampfte mit dem Fuß auf, was ein dröhnendes Geräusch auf dem Boden erzeugte.

Diese Reaktion paßte mir natürlich überhaupt nicht in den Kram. Dieses Weib machte noch das ganze Haus rebellisch, dazu natürlich Tokata, der durchdrehen würde.

Am Fuß der Treppe blieb ich stehen. »Kommen Sie her!« zischte ich. »Ich bin kein Mörder und auch kein Spanner.«

Sie schüttelte den Kopf, daß ihre blonden Haare flogen. »Hau ab!« giftete sie mich an. »Hau ab, du!«

Da flogen die ersten Türen auf. Neugierige Gesichter starrten in den Flur.

Stimmengewirr.

»Was ist denn hier los, verdammt?«

»Seid ihr wahnsinnig?«

»Hör auf zu kreischen, du Sirene!«

Keiner wußte so recht, was vorgefallen war. Aber die Blonde schrie noch immer.

Da war ich es leid. Mit langen Schritten hetzte ich die Stufen hoch, war mit drei Sätzen vor ihr und schlug ihr die flache Hand ins Gesicht.

Das wirkte.

Plötzlich verstummte die menschliche Sirene. Ein anderer Ausdruck

spiegelte sich auf ihrem Gesicht wider. Erstaunen und Nichtbegreifen. Da hatte es doch tatsächlich jemand gewagt, sie zu schlagen.

»Bist du jetzt ruhig?« Ich packte sie an der Schulter, drehte sie herum und drängte sie auf die Treppe zu. »Da kannst du verschwinden, Mädchen!«

Sie ging auch.

Dafür kam ein Mann. Er trug ein Unterhemd und hatte die Figur eines Vorarbeiters am Bau, der seinen Männern noch beweist, wie viele Steine man so schleppen kann.

Drohend schaute er mich an. »Was hast du mit Eve gemacht? Sie ist meine Tochter!«

»Nichts«, erwiderte ich.

»Soll ich dich zerquetschen?«

Er war größer als ich und sicherlich auch stärker. Aber da war noch mein Ausweis, dem ich ihm unter die Nase hielt. Er wurde auf einmal ziemlich blaß.

»Bulle?«

»Ja.«

Er grinste etwas verlegen. »All right, Bulle. Nichts für ungut. War nicht so gemeint. Und meine kleine Eve bekommt ein paar hinter die Löffel. Ist genau solch eine Schreisirene wie ihre Alte.«

»Das hat wohl jetzt keinen Zweck mehr«, sagte ich. Er ging wortlos.

Ich aber stieg die Treppe weiter hoch, um zur Wohnung zu kommen, wo Tokata sich befand.

Bis jetzt wußte ich noch nicht, wie ich vorgehen sollte. Vielleicht von der Nachbarwohnung aus dem Fenster klettern, dann an der Hauswand entlang und einen Versuch starten, von außen in die Wohnung von Mrs. Dickson zu gelangen.

Wie gesagt, das alles waren noch Überlegungen. Ich hatte mich noch nicht entschlossen und sollte auch vorerst nicht dazu kommen, denn ein anderer nahm mir die Entscheidung ab.

Plötzlich wurde die Tür zu Mrs. Dicksons Wohnung aufgerissen.

Auf der Schwelle stand Tokata!

***

Bill Conolly rauchte eine Zigarette nach der anderen. Für zehn Glimmstengel brauchte er nur ein Streichholz, weil er sich eine an der anderen anzündete. Aber er war nervös. Er hatte es noch immer nicht überwunden, daß Jane Collins »tot« vor ihm gelegen hatte. Der Blick der gebrochenen Augen, das Nichtbeschlagen des Spiegels, das war einfach zuviel für ihn gewesen.

Und dann hatte Suko seine Theorie dargelegt.

Jane Collins sollte nicht tot sein, nur scheintot. Aber konnte das überhaupt stimmen? War diese Annahme nicht zu gewagt? Der

Chinese setzte praktisch auf Dr. Tod wie auf einen Joker. Und er war jetzt dabei, Sir Powell seine Theorie zu unterbreiten. Intensiv redete er auf ihn ein. Bill hatte Suko noch nie so erlebt. Der Chinese hatte sich wirklich in den letzten Jahren gewandelt - alle Achtung!

Der Reporter gesellte sich zu den beiden. Suko unterbrach seinen Vortrag.

Sir James schaute Bill Conolly an. »Was halten Sie von der Theorie, Mr. Conolly?«

Bill hob die Schultern. »Ich bin davon nicht überzeugt. Bei näherem Nachdenken allerdings könnte es durchaus sein, daß Suko recht behält.«

»Sie schätzen Dr. Tod also als einen Spieler ein.«

»So ungefähr.«

»Ich weiß nicht…«

»Aber ich sehe keinen Sinn darin, daß Dr. Tod diese Lady X umbringt«, meinte Suko. »Wenn wir genau überlegen, hat er von ihrem Tod keinen Nutzen. Er braucht die Scott. So leicht findet er auch keine andere, die sich bedingungslos auf seine Seite stellt.«

»Das stimmt«, gab Bill zu.

»Ich bin nur gespannt, was der Arzt sagt«, murmelte Suko.

Sir James schüttelte den Kopf.

»Nichts wird er sagen, meine Herren.« Als er die beiden überraschten Gesichter sah, lächelte er. »Ganz einfach. Ich bin dagegen, daß wir Jane Collins von einem Arzt untersuchen lassen. Sollte Dr. Tod zuschlagen, möchte ich nicht, daß ein Unbeteiligter in Gefahr gerät.«

Da war was dran, und beide Männer nickten.

»Wie haben Sie sich den Fortgang vorgestellt?« wollte der Reporter wissen.

»Ganz einfach. Jane und die beiden anderen Frauen werden offiziell in den Obduktionsraum gebracht, und dann können wir gespannt sein, was geschieht. Sie beide bleiben auf jeden Fall in der Nähe. Ich ziehe mich zurück, denn ich möchte wissen, wie es John Sinclair ergangen ist. Er steht Tokata gegenüber, und dieser Kampf falls es einen geben sollte, ist noch längst nicht entschieden.«

Irgendwie drängte sich jetzt alles. Man hatte nicht mehr viel Zeit, irgend etwas anzuleiern. Man mußte improvisieren, statt Pläne zu schmieden.

Schritte rissen die drei Männer aus ihren Gedanken. Sie drehten die Köpfe und sahen die Träger über den Gang kommen. Es waren zwei Leute, und sie brachten eine Kunststoffwanne mit, in der die »Toten« ihren Platz finden sollten.

Bill wies die Leute ein.

Die Männer waren abgebrüht. Kein Wunder bei einem täglichen Umgang mit Leichen.

Zuerst wurde Lady X »eingeladen«. Wie eine Puppe hoben sie die Frau hoch, schafften sie weg, kamen wieder und nahmen Viola Mandini mit. Zuletzt folgte Jane Collins.

Bill konnte nicht hinschauen, als die Detektivin in dem Sarg aus Kunststoff verschwand. Die Männer befestigten den Deckel und gingen fort.

Die leere Zelle blieb zurück.

Eine Aufpasserin kam und holte Sir James zum Telefon. Suko und Bill gingen mit.

Es war ein Hausgespräch. Der Laborleiter wollte den Superintendenten sprechen.

Sir Powell hörte zu und nickte ein paarmal. Dann fragte er: »Eine genaue Analyse ist nicht möglich?«

Er bekam wohl eine negative Antwort, denn als er den Hörer auflegte, wirkte sein Gesicht verschlossen.

Bill und Suko schauten ihn fragend an.

»Das war der Chemiker. Er und seine Leute sind dabei, den Trank zu analysieren.«

»Und?«

»Organische Stoffe, das ist alles, was sie bisher herausgefunden haben«, erklärte Sir James.

»Aber keine genaue Analyse«, sagte Bill leise. »Mist.«

»Die Zeit war zu kurz«, erklärte der Superintendent.

Da hatte er wohl recht. Die drei Männer gingen in einen anderen Trakt des Gebäudes. Dort lag der Obduktionsraum, wo die Leichen untersucht wurden.

Die beiden Träger waren dabei, Jane Collins aus dem Sarg zu heben. Auch sie war steif. Das lange Haar fiel nach unten und schleifte fast über den Boden, als Jane zu einem der großen Obduktionstische getragen wurde.

Man legte sie dort hin.

Die beiden anderen Frauen waren bereits mit Tüchern abgedeckt worden. Man hatte sie allerdings nicht entkleidet, wie es sonst üblich war. Sir James hatte dagegen gesprochen.

Die Männer gingen. Zurück blieben Sir James, Bill Conolly und Suko.

Es war kühl, und die Männer fröstelten. Dieser Raum sah aus wie ein medizinisches Versuchslabor oder eine moderne Gruselkammer. Eine Schiebetür fühlte in einen zweiten Raum, wo sich die Kühlfächer befanden. Dort schaute Bill nach.

Der Raum war leer. Von den fünf Fächern standen alle offen.

Keine Leiche wurde dort aufbewahrt.

»Dann müßten wir hier warten«, sagte Bill und schaute Sir Powell fragend an. »Oder?«

Der Superintendent nickte. »Suko und Sie bleiben hier. Sollte etwas

Unvorhergesehenes passieren, geben Sir mir sofort über Sprechfunk Bescheid.«

»Klar, Sir!«

Der Superintendent ging. Er nickte den Männern noch einmal zu. Viel Glück brauchte er nicht zu wünschen. Jeder wußte genau, was ihn zu erwarten hatte.

Als die Tür zu einem dumpfen Laut hinter Sir Powell zufiel, sahen Suko und Bill sich an. Suko holte die Dämonenpeitsche hervor, schlug über dem Boden einen Kreis, und die drei Riemen fielen heraus.

»Ob sie etwas nutzt?« fragte Bill skeptisch und deutete auf die Peitsche.

»Besser als nichts.«

»Stimmt auch wieder.« Der Reporter überprüfte seine Beretta und nickte zufrieden. Die Waffe war voll geladen. Er würde sich verteidigen können.

Sein Blick fiel auf die drei »Leichen«. Von ihnen waren nur die Umrisse unter den Laken zu erkennen. Nichts rührte sich. Keine Bewegung, völlig still lagen die drei.

Bill Conolly gefiel diese Atmosphäre nicht. Sie war ihm einfach zu makaber. Ein Frösteln lief über seinen Rücken. Schwere Gedanken quälten ihn. Er dachte an John Sinclair und an Tokata.

Würden die beiden zu einem endgültigen Kampf aufeinandertreffen?

Noch hatte er nichts gehört. Auch von Dr. Tod hatte er nichts erfahren.

Es blieb alles ruhig.

Suko hielt es auch nicht mehr aus. Er hob bei Jane das Laken ein wenig an und schaute in das Gesicht.

Wächsern und bleich war es. Zweifel stiegen in dem Chinesen hoch. Hatte er vielleicht das Spiel überreizt? War Jane Collins letzten Endes doch tot?

Bill Conolly merkte, welche Gedanken den Chinesen beschäftigten. »Quäl dich nicht«, sagte er.

Suko hob die Schultern. »Man macht sich ganz zwangsläufig Selbstvorwürfe«, erwiderte er leise.

»Ich habe über deine Theorie nachgedacht«, sagte Bill und kam während des Sprechens näher. »Ich glaube sogar, daß du recht hast. Dr. Tod kann es einfach nicht riskieren, eine solch gute Dienerin zu verlieren. Das ist meine Meinung.«

»Möglich.«

Bill blieb neben Suko stehen. Beide schauten sie in Janes wächsernes Gesicht. Die Wangen waren eingefallen, die Proportionen hatten sich etwas verschoben. Da Jane nicht mehr sprach und sich bewegte, waren die Kunststoffeinlagen in den Wangen gerutscht.

Das Gesicht der Detektivin bot einen grotesken Ausdruck. Auch

paßten die schwarzen Haare nicht zu ihr.

»Mann, Mädchen«, flüsterte der Reporter, »mach uns ja keinen Kummer, hörst du?«

Als hätte Jane Collins die Worte verstanden, reagierte sie.

Plötzlich öffnete sie die Augen!

***

Meine Reaktionszeit betrug nicht einmal eine Sekunde. Kaum war Tokata erschienen, als ich mich gegen ihn warf. Er kam gar nicht dazu, sein Schwert zu ziehen. Mit vollem Gewicht prallte ich gegen ihn und schleudert ihn zurück in den Flur.

Es war eine überraschende Aktion gewesen, mit der auch der Samurai des Satans nicht gerechnet hatte. Erst nach einigen torkelnden Schritten konnte er sich wieder fangen.

Mit dem Absatz rammte ich die Tür zu.

Irgendwo in der Wohnung hörte ich das Weinen eines Kindes.

Das mußte die kleine Angie sein.

Sie lebte also!

Meine Hand zuckte zum Kreuz. Da fiel mir ein, daß diese Waffe wirkungslos war. Tokata entstammte einer anderen fremden, nichtchristlichen Mythologie, das Kreuz nutzte gar nichts, wenn ich ihn damit attackierte. Darüber lachte er nur.

Verändert hatte er sich nicht. Er trug noch immer seine dunkle, wie gepanzert wirkende Lederweste und die Maske vor dem Gesicht, hinter der gelblich weiß die Knochen seines schon mumifizierten Gesichts schimmerten.

Eine Gestalt wie aus einem Alptraum, die jetzt mit einer gedankenschnellen Bewegung das Schwert zog.

Ich sah aber nicht nur das, sondern auch die beiden Polizisten am Boden.

Sie waren tot. Tokata hatte keine Gnade gekannt. Da wußte ich, was auch mir bevorstand, falls es dem Samurai gelingen sollte, mich zu überwältigen.

Tokata griff an.

Er war ungeheuer schnell. Durch meinen heftigen Angriff und durch das Zuschlagen der Tür hatte ich mir quasi den Rückzug versperrt. Ich mußte mich stellen, und das in einem engen Flur, wo ich kaum eine Chance besaß, auszuweichen.

In der rechten Hand hielt er das Schwert. Der linke Arm war ihm abgetrennt worden. Nur noch ein kleiner Stumpf schaute an der Schulter hervor.

Rechts von mir befand sich eine Tür. Und die stand offen.

Als Tokata auf mich zuflog, wuchtete ich mich auf die Tür zu, rammte sie auf und sprang in das dahinterliegende Zimmer.

Der Samurai des Satans verfehlte mich. Und damit auch sein Schwert. Ich prallte mit der Schulter auf, rollte mich jedoch ab und stand wieder auf den Beinen.

Ein schneller Blick.

Es war der Schlafraum der Familie. Ein breites Doppelbett, ein Schrank, eine Kommode, ein Hocker. Und an der Wand ein Spiegel. Wenn ich hineinschaute, sah ich die Tür.

Durch die stürmte Tokata. Sein verdammtes Schwert blitzte auf.

Die Klinge zerschnitt die Luft, beschrieb einen Bogen und stieß auf mich nieder.

Über die gesamte Bettbreite brachte ich mich in Sicherheit. Der erste Schlag zerhieb noch die Kante, der zweite riß das Oberbett auf, und ein Federwirbel quoll aus der Öffnung, was ich nur am Rande mitbekam, denn ich fiel in diesem Augenblick zu Boden.

Tokata stieß einen dumpfen Schrei aus. Wie das Raunen der Hölle kam er mir vor.

Ich zog meine Beretta und feuerte auf die Gestalt, während ich mich rückwärts bewegte und mich dabei dem breiten Fenster näherte. Wie schon so oft schlugen die geweihten Geschosse in die breite Gestalt des untoten Samurais, aber sie konnten ihn nicht aufhalten. Tokata war auf diese Art und Weise nicht zu stoppen.

Mir gelang es höchstens, ihn ein wenig aus dem Konzept zu bringen.

Zwei Kugeln verschwendete ich nur, dann spürte ich die Fensterbank im Rücken.

Tokata stand noch auf dem Bett.

Zwei Schritte höchstens trennten uns. Der Samurai bot ein Bild des Schreckens, eine angsteinflößende Alptraum-Gestalt, die jetzt einen Triumphschrei ausstieß, weil sie mich sicher glaubte.

Tokata war ein Bündel aus Kraft und Schwarzer Magie. Vor allen Dingen die Kraft spielte er aus, deshalb litt darunter die Raffinesse und Beweglichkeit.

Zum Glück.

Er hob den rechten Arm. Ich sah die Schwertklinge blitzen, und dann warf sich Tokata auf mich. Das Schwert hätte mich wirklich in der Mitte geteilt, denn Tokata schlug mit aller ihm zur Verfügung stehender Kraft zu.

Ich hechtete nach links weg. Ein verzweifelter Sprung, in den ich all meine Schnelligkeit legte. Ich spürte noch den Luftzug der Klinge, merkte, wie der Stoff zerriß, im nächsten Augenblick ertönte ein Splittern und Krachen.

Als ich zu Boden fiel und den Kopf hob, wußte ich, daß meine Rechnung aufgegangen war.

Tokata hatte seinen wilden, ungestümen Angriff nicht mehr stoppen können. Er war voll in das Fenster gefallen, hatte das Holzkreuz und

die Scheibe zertrümmert. Ich sah gerade noch seine Beine, dann verschwand Tokata in der Tiefe.

Zum Glück führte dieses Fenster zum Hinterhof hinaus.

So schnell es ging, kam ich auf die Beine. Mein Jackenärmel war nur noch ein Fetzen, aber das kümmerte mich nicht. Ich mußte nachsehen, wie es Tokata ergangen war.

Der Samurai des Satans war in den Hof gefallen und hatte zwei Mülltonnen umgerissen. Er lag noch am Boden, zu erkennen als Schatten in der Dunkelheit.

Ich trat zurück. Im Fensterrahmen hingen nur noch Fragmente.

Holzreste und Glasscherben, mehr nicht.

Einen Teilsieg hatte ich gewonnen. Es lag auf der Hand, daß Tokata nicht aufgeben würde. Er kämpfte so lange, bis er mich in seinen Klauen hatte.

Das Kind!

Lieber Himmel. Siedendheiß fiel mir die kleine Angie Dickson ein. Wo steckte sie?

Ich raste aus dem Zimmer, hatte so viel Schwung drauf, daß ich im Flur gegen die Wand prallte, mich herumdrehte und gerade den Namen der Kleinen rufen wollte, als ich sie sah.

Angie stand im Gang.

Wie verloren kam sie mir vor. Sie trug nur ein dünnes Kleid und hatte verweinte Augen.

Blitzschnell war ich bei ihr. Sie wollte zurückweichen. Ich hielt sie fest und lächelte. »Deine Mummy schickt mich«, sagte ich.

»Komm, wir müssen hier weg.«

»Ist er noch da?« fragte sie mit weinerlicher Stimme, und ich sah die Angst in ihren Augen.

»Nein, er ist weg.«

Ich nahm Angie auf den Arm. Eine Hand legte ich auf ihren Hinterkopf und drückte das kleine Gesicht gegen meine Schulter.

Angie sollte auf keinen fall die toten Polizisten aus der Nähe sehen.

Ich öffnete die Tür.

Eigentlich hatte ich vor, nach unten zu laufen, doch Tokata machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Ich sah ihn nicht, hörte ihn dafür.

Sein schauerliches Gebrüll hallte durch das Treppenhaus, und im nächsten Moment hörte ich den gellenden Schrei einer Frau.

Sie mußte das Monster gesehen haben!

Ich verzog das Gesicht, schaute in den Treppenschacht und hörte das harte Schlagen einer Tür.

Keine Sekunde länger durfte ich mit dem Kind hier oben bleiben. Wenn Tokata uns sah, tötete er mich und das Mädchen.

Der Weg nach unten war versperrt. Mir blieb nichts anderes übrig,

als in die entgegengesetzte Richtung zu laufen. Also unter das Dach. Vielleicht fand ich dort irgendeinen Fluchtweg, der von dem Samurai noch nicht entdeckt worden war.

Ich jagte die Stufen hoch. Vier, fünf Sätze benötigte ich, um einen Treppenabsatz zu überwinden, nahm dann den nächsten und bekam fast eine Tür vor den Schädel, als jemand sie hart auframmte.

Mit dem Fuß stieß ich die Tür wieder zurück. Ein Fluch ertönte.

Ich fuhr den Mann an. »Verschwinden Sie, Polizei. Bleiben Sie in ihrer Wohnung.«

Er verzog sich.

Unter mir polterte Tokata die Stufen hoch. Und abermals hörte ich sein schreckliches Gebrüll. Die Wände des Treppenhauses schienen zu erzittern, so laut schrie der Samurai des Satans.

»Kennst du den Weg zum Speicher?« fragte ich Angie.

»Ja«, klang ihr schwaches Stimmchen.

Ich raste weiter und kam dabei gehörig ins Schwitzen. Es ist nicht jedermanns Sache mit einem Kind auf dem Arm die Treppen hochzujagen. Auch die kleine Angie hatte ihr Gewicht. Mir kam es vor, als würde sie immer schwerer werden.

Noch ein Stockwerk!

Ich wußte nicht, wie weit Tokata hinter mir war und ob er aufgeholt hatte. Zeit, mich umzudrehen, hatte ich nicht. Ich hoffte nur, daß ich es noch packte.

Der Speicher.

Ich gelangte in einen kleinen Vorflur, wo das Treppenhaus praktisch endete. Ein etwa ein Yard langes Geländer, trennte den Flur zum Schacht hin ab.

Gegenüber befand sich die Tür.

Ich riß sie auf.

Ja, der Speicher war riesig. Endlich konnte ich Angie absetzen.

Ich nahm sie bei der Hand und rannte mit ihr auf ein Fenster zu.

Die Scheibe war grau vor Schmutz, in den Spinnweben ein Muster gezeichnet hatten.

Ein schneller Blick zurück. Die Tür stand offen, ich konnte in das Treppenhaus sehen. Tokata entdeckte ich nicht.

Ich riß das Fenster auf. »Klettern wir jetzt auf das Dach?« fragte mich die kleine Angie. »Nein.«

Die Antwort kam spontan. Ebenso spontan war mir die Idee gekommen, wie ich Tokata leimen konnte. Ich faßte Angie fester und zog sie zurück. Und zwar dorthin, wo es auf dem Speicher am dunkelsten war. Ich fand eine Ecke und kauerte mich mit Angie nieder.

Meinen Zeigefinger legte ich auf die Lippen. Angie verstand die Geste und nickte.

Die Angst war aus ihren Augen gewichen. Der Blick zeigte jetzt mehr Hoffnung und Neugierde. Hoffentlich brauchte ich das Kind nicht zu enttäuschen, denn das Gegenteil konnte unter Umständen tödlich für die Kleine werden.

Links neben uns stand ein Schrank. Vielmehr das Unterteil davon. Ein Oberteil hätte nicht mehr hingepaßt, denn die Schräge mit den dicken Balken begann direkt über uns.

Wenn uns Tokata hier erwischte, hatten wir keine Chance mehr.

Dann konnte er uns töten.

Ich hätte mich vielleicht noch gestellt, aber ich wollte Angie aus dem Gefahrenbereich wissen. Tokata kam.

Von meinem Standort aus konnte ich das hellere Türrechteck erkennen. Da sah ich ihn.

Er kam mit einem gewaltigen Satz, übersprang die Schwelle, blieb stehen und schaute sich um.

Innerlich betete und zitterte ich.

Wie würde er reagieren? Hatte er uns vielleicht entdeckt? Die ersten Schritte. Vorsichtig, lauernd. Zur Hälfte hatte er seinen rechten Arm ausgestreckt. Eine Hand umklammerte den Schwertgriff, wobei die Klinge eine Verlängerung seines Arms bildete.

Er schien dem Braten nicht zu trauen. Hatte er tatsächlich etwas bemerkt?

Ich hoffte es nicht und atmete auf, als sich der Samurai mit weiten Sprüngen dem offenen Fenster näherte, das Schwert wegsteckte und nach draußen aufs Dach kletterte.

Dann verschwand er.

Sofort nahmen Angie und ich die Chance wahr. Ich zog das Mädchen hoch und huschte mit ihm auf Zehenspitzen in Richtung Tür, die der Samurai auch nicht geschlossen hatte.

Ich nahm mir aber die Zeit und zog den Schlüssel ab. Von außen schloß ich ab. Man mußte Tokata so viele Hindernisse wie möglich in den Weg legen.

»Jetzt wird alles gut«, sagte ich optimistisch. Ich war auch sicher, daß Bewohner die Polizei alarmiert hatten, und in der Tat hörte ich den fernen Sirenenklang, der anschwoll und schließlich verstummte. Der oder die Wagen waren eingetroffen.

Angie und ich hasteten die Treppe hinunter. Die Beine der Kleinen wirbelten, sie wollte unbedingt mit mir Schritt halten, was sie auch tatsächlich schaffte.

Unangefochten erreichten wir den unteren Flur, wo sich einige Menschen versammelt hatten, die uns ängstlich und unwissend entgegenschauten. Sie wußten nicht, was los war.

»Gehen Sie wieder in Ihre Wohnungen!« fuhr ich sie an. »Die Gefahr ist längst nicht gebannt.«

Hart wurde die Haustür aufgestoßen.

Vier Polizisten erschienen. Sie hatten ihre Waffen bereits gezogen und wollten sie auf mich richten, als mich einer der Männer erkannte.

»Sie hier, Sir?«

Die Mündungen der Waffen sanken nach unten.

Ich machte den Beamten mit ein paar Worten klar, daß sie sich um Angie kümmern sollten.

Zwei Polizisten nickten.

»Und bringen Sie das Kind um Himmels willen aus der Gefahrenzone«, sagte ich.

Angie wollte noch nicht. »Wo ist meine Mummy?« fragte sie und schaute mich aus großen Augen an.

Ich lächelte. »Du wirst jetzt zu ihr gebracht.« Ich erklärte den Beamten, wohin sie zu fahren hatten.

Angie bedankte sich noch. Ich freute mich, daß sie alles so gut überstanden hatte. Für mich war der Fall noch nicht erledigt.

Nach wie vor befand sich Tokata in Freiheit. Wenn er merkte, daß ich ihn geleimt hatte, würde er durchdrehen.

Und dann gute Nacht.

»Was ist eigentlich passiert?« wurde ich gefragt.

Sollte ich den Polizisten die Wahrheit sagen? Nein, lieber nicht.

Erstens klang sie zu unwahrscheinlich, und zweitens würden sie mir bestimmt nicht glauben.

Deshalb sprach ich von einem entflohenen Sträfling.

»Den packen wir schon«, sagte einer der Beamten zuversichtlich.

Ich wollte dagegensprechen, kam aber nicht mehr dazu, denn von der Straße her ertönte ein infernalisches Gebrüll.

Mir rutschte das Herz fast in die Hose. Ich schleuderte die beiden im Weg stehenden Beamten zur Seite, hatte freie Bahn und rannte aus dem Haus.

Der Schrei hatte nicht nur mich angelockt, sondern auch zahlreiche Menschen.

Sie hatten sich wider alle Verkehrsregeln auf die Straße gestellt und starrten in die Höhe.

Auch ich legte den Kopf in den Nacken.

Jetzt sah ich den Grund, weshalb die Gaffer hier auf der Fahrbahn standen.

Sie hatten Tokata gesehen.

Wie ein Denkmal stand der Samurai des Satans auf dem Dachfirst, wo er sich als gewaltiger Schatten abhob und sein Schwert in der rechten Hand hielt, dessen Spitze in den dunklen Himmel zeigte…

***

»S… Suko…!«

Bills Stimme war kaum zu verstehen, nur noch ein Hauch, aber sie erreichte die Ohren des Chinesen.

Suko drehte den Kopf. Sein Gesicht nahm einen überraschten Ausdruck an, als er sah, daß Jane Collins die Augen aufgeschlagen hatte. Er konnte nichts sagen, aber ein Lächeln auf den Lippen zeigte an, daß er einen unverkennbaren Triumph empfand.

Bill mußte reden. Er wußte sonst nicht, sich Luft zu verschaffen.

»Das kann ich einfach nicht glauben. Das… das ist so komisch. Ich werde noch verrückt. Unfaßbar.« Er beugte sich über Jane, und seine Hände streichelten ihr Gesicht.

Einen Lidschlag später zuckte er zurück. »Mein Gott.«

»Was ist geschehen?« flüsterte Suko.

»Faß sie mal an.«

Auch der Chinese strich über die Gesichtshaut der Detektivin.

»Nein«, sagte er leise, »das gibt es doch nicht. Das ist nicht möglich. Die Haut fühlt sich ja an, als würde Jane kochen.«

»Ja, ihr Blut siedet.«

Die beiden Männer standen vor einem Phänomen. Normalerweise wäre ein Mensch längst innerlich verbrannt. Solche Temperaturen hielt niemand aus. Doch bei Jane Collins wurden sämtliche Naturgesetze auf den Kopf gestellt.

»Was machen wir?« hauchte Bill.

Suko gab keine Antwort. Er ging zu den anderen Frauen, hob erst bei Lady X das Laken ab und dann bei Viola Mandini. Auch sie hatte die Augen aufgeschlagen, und ihre Haut fühlte sich an, als würde darunter das Blut kochen.

Der Chinese ging wieder zu Jane Collins zurück. Er nahm ihre Hand.

»Was hast du vor?« fragte Bill.

»Ich will sehen, ob sie sich wieder bewegen kann.«

»Meinst du?«

»Mal schauen.« Suko hob Janes rechten Arm hoch. Als er die Hand losließ, fiel der Arm nach unten. Steif war er. Als hätte Suko ein Brett gehalten.

»Nichts zu machen«, sagte Bill.

»Wir müssen abwarten, was geschieht.«

»Das kommt mir alles wie ferngelenkt vor«, erklärte der Chinese. »Jane und auch die beiden anderen sind keine Persönlichkeiten mehr. Sie werden von einem anderen an der langen Leine geführt. Wir müssen sehen, wie sich das entwickelt.«

»Du meinst Dr. Tod?«

»Wer sonst?«

Da hatte Suko natürlich recht. Wer kam schon anderes in Frage als dieser Superverbrecher?

»Alarmieren wir Sir James?« fragte Bill.

»Wir setzen ihn zumindest davon in Kenntnis.« Suko holte bereits sein Walkie-talkie hervor.

Bill hörte mit. Suko erklärte in wenigen Worten, was Bill und er hier unten erlebt hatten.

»Unternehmen Sie nichts«, warnte der Superintendent. »Bleiben Sie um Himmels willen am Ball.«

»Okay.«

»Wenn die drei Frauen versuchen sollten, das Haus zu verlassen, nehmen Sie die Verfolgung auf.«

»Geht klar, Sir.«

»Nur wenn Sie merken, daß sich die Sachlage zuspitzt, dann fordern Sie Verstärkung an. Ich habe der Bereitschaftspolizei bereits Bescheid gegeben. Die Einsatzreserve steht Gewehr bei Fuß.«

»Dann wollen wir mal sehen, wie es weitergeht«, sagte Bill. Er schwitzte trotz der kühlen Temperaturen, die hier unten herrschten. Mit einem Tuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

Die drei Frauen hatten sich bisher noch nicht gerührt. Nach wie vor lagen sie steif und starr auf ihren Liegen. Nicht einmal den kleinen Finger rührten sie. Aber sie bewegten die Augen. Bill und Suko sahen sehr deutlich, wie sie mit den Pupillen rollten.

Eine Weile beobachteten die beiden Männer nur. Dann flüsterte der Reporter: »Irgend etwas geht hier vor. Wahrscheinlich erhalten sie Befehle, die sie innerlich aufwühlen.«

»Möglich.«

Minuten vergingen.

Nichts tat sich. Außer dem Summen der Klimaanlage war es ruhig innerhalb des Obduktionsraumes.

Dann jedoch ging es Schlag auf Schlag.

Zuerst setzte sich Jane Collins auf. Als hätte man sie an einem Band gezogen. Plötzlich saß sie da und rollte mit den Augen, während ihre Arme weiterhin am Körper herabhingen und dabei wie steifgefroren wirkten.

Als nächste schnellte Barbara Scott in die Höhe. Auch sie blieb sitzen, ebenso wie Viola Mandini.

Suko und Bill waren zurückgewichen. Aus sicherer Entfernung beobachteten sie die drei Frauen. Gleichzeitig schwangen sie sich von ihren Liegen. Sie gaben ihren Unterkörpern den nötigen Schwung, und die Füße berührten den Boden.

Hier blieben sie stehen.

»Mensch, die werden verschwinden«, sagte Bill Conolly leise.

»Aber wohin?«

Da wußte der Reporter auch keine Antwort. Obwohl er sich denken konnte, daß die drei Frauen den Weg nach draußen suchen würden. Denn was sollten sie hier in dem Obduktionsraum?

Sie gingen jetzt aufeinander zu. Dabei nahmen sie Jane Collins in die Mitte, stellten sich in einer Reihe auf und legten die Köpfe in den Nacken, als würden sie irgendwelchen fernen Stimmen lauschen.

Das war sicherlich so. Bestimmt standen sie mit ihrem Herrn und Meister in telepathischer Verbindung.

Ein paar Sekunden vergingen.

Dann, wie auf ein geheimes Kommando, setzten sie sich in Bewegung. Zuerst den rechten Fuß, danach den linken. Steif und irgendwie ungelenk schritten sie auf die zweite Tür zu, die auch gleichzeitig zum Ausgang führte.

»Die wollen tatsächlich weg!« flüsterte Bill.

Von den beiden Männern hatten die wie seelenlos wirkenden Geschöpfe keine Notiz genommen. Für sie waren sie Luft, gar nicht existent, sie schritten einfach vorbei.

Sie öffneten die Tür.

Dahinter lag ein Vorratsraum. Medizinische Geräte standen dort.

Zahlreiche gefüllte Flaschen, aber auch Meßinstrumente. An einem Haken hingen zwei Arztkittel.

Peinliche Ordnung herrschte in dem Raum. Kein Stäubchen bedeckte den Boden.

Aber der Raum hatte eine Tür. Und sie war nicht verschlossen.

Lady X öffnete.

Hinter der Tür lag ein Gang. Er war mit gelblichen Kacheln gefliest, die etwa in Schulterhöhe endeten.

Auf einem Schild entdeckten beide Männer das Wort Exit – Ausgang.

Suko holte wieder das Sprechgerät hervor und sprach einige Worte im Flüsterton.

»Nicht aus den Augen lassen«, erklang Sir Powells warnende Stimme.

»Und die Einsatzreserve?«

»Halte ich noch zurück.«

»Okay, Sir.«

Die beiden Männer hielten sich immer drei Schritte hinter den Frauen. Sie traten nicht einmal besonders leise auf, denn das war nicht nötig. Die Frauen hatten sie zwar gesehen, aber sie nahmen die Anwesenheit weiterhin gar nicht zur Kenntnis.

Sir Powell mußte dafür gesorgt haben, daß der Gang frei blieb, denn es kam ihnen niemand entgegen. Alle fünf Personen hatten freie Bahn. Kein Mensch hielt sie auf.

Der Gang machte einen Knick. Bill und Suko wußten nicht, wo sich der Hinterausgang befand. Zudem mußten sie erst nach oben fahren.

Am Ende des Ganges war der Fahrstuhl. Er nahm die gesamte Breite ein.

Es ging nicht mehr weiter. Wenn die drei Frauen jetzt nach draußen wollten, mußten sie den Fahrstuhl nehmen.

Sie taten es.
Jane Collins hob sogar den rechten Arm und preßte ihren Daumen auf den bewußten Knopf. Einige Sekunden mußten die Frauen warten, dann rumpelte und polterte es.
Der Fahrstuhl kam.
Es war kein normaler Lift. In der Breite glich er eher einem Lastenaufzug. Als er stoppte, quietschte es. Die Tür öffnete sich auch nicht automatisch, sondern mußte aufgezogen werden. Diese Aufgabe übernahm Jane Collins.
Sie ließ Lady X und Viola Mandini vorgehen.
Suko und Bill überlegten. Sie schauten sich dabei an. Bis der Chinese nickte.
»Packen wir es!« sagte Bill Conolly und rannte vor.
Jane hatte den eisernen Griff bereits losgelassen. Sie wollten die Tür von innen zuziehen, als Bill Conolly sie erreichte und den Rand mit beiden Händen packte.
Er schaffte es nicht, die Tür aufzuziehen. Jane Collins Kraft war größer.
Suko kam dem Reporter zu Hilfe. Zu zweit gelang es ihnen dann. Sie sprangen in den Fahrstuhl.
Lady X und Viola Mandini standen dicht an der Wand, wo sich auch die Anzeigetafel befand. Die Scott streckte den Arm aus und drückte einen grünen Knopf.
Der Lift würde in Parterre halten.
Jane riß die Tür zu. Dann wandte sie den Kopf und schaute nicht ihre »Freundinnen«! an, sondern die beiden Männer, die einmal ihre Freunde gewesen waren.
Bill und Suko waren gespannt. Beide hielten dem Blick stand, doch Jane sah aus, als hätte sie die Männer überhaupt nicht erkannt. Ohne Glanz waren die Augen, nur die Pupillen bewegten sich rollend.
Der Aufzug ruckte an.
Schwerfällig setzte er sich in Bewegung, schüttelte sich einmal, als wollte er nicht weiterfahren und rumpelte dann in die Höhe.
Eben ein typischer Lastenaufzug.
Zum Glück hatte auch Sir James Powell richtig reagiert und seine Einsatzreserve zurückgehalten. Es hatte keinen Zweck, die Frauen jetzt schon anzugreifen oder kopfscheu zu machen. Besser war es, man erfuhr, wo sie hinwollten.
Der Aufzug erreichte sein Ziel, ohne daß Bill und Suko von den drei Frauen angegriffen worden wären.
Lady X war es diesmal, die sich herumdrehte, auf die Tür zuging und sich dagegenstemmte.
Die Tür schwang auf.
Jane folgte der ehemaligen Terroristin, den Schluß bildete Viola

Mandini.
Die Spannung wuchs.
Suko flüsterte ins Sprechgerät. Bill Conolly hörte ein paar Satzfetzen. »Wir sind jetzt oben… Hinterausgang… achtgeben… Gut, Sir, wir bleiben dran.«
»Mal sehen«, murmelte Bill.
Hier kannten sich die beiden Männer wieder aus. Sie waren jetzt nicht mehr weit vom Eingang entfernt. Und dieses Ziel strebten die drei Frauen auch an.
Niemand hielt sie auf.
Sir James Powell hatte wirklich für eine perfekte Organisation gesorgt. Der Fußgängerverkehr auf diesem unteren Flur war buchstäblich umgeleitet worden.
Beide Männer waren darauf gespannt, wie Sir Powell und seine Mannschaft wohl reagieren würden, wenn die drei Frauen das Gebäude verließen.
Sie steuerten den Hinterausgang an.
Dabei gingen sie so zielstrebig, daß man das Gefühl haben könnte, sie hätten sich schon immer hier aufgehalten.
Auch der Portier saß nicht in seiner Loge.
Die letzten Schritte.
»Verdammt!« flüsterte Bill, »was machen wir?«
»Erst einmal abwarten.«
Als ein Kontakt unterbrochen wurde, schwang die Tür auf. Freie Bahn für die drei Frauen.
»Sir, Sie haben soeben das Gebäude verlassen«, meldete Suko.
»Dann müßte Dr. Tod jetzt reagieren.«
»Könnte sein.«
»Bleiben Sie dicht dran.«
Suko kam der Aufforderung nach. Neben Bill Conolly hielt er sich auf, der die Frauen nicht aus den Augen ließ. Sie waren stehengeblieben. Vor ihnen lag der Hof, auf dem einige Wagen parkten. Dahinter hörte man den Verkehrslärm der Straße.
Sonst war alles völlig normal.
Oder?
Suko stieß den Reporter an. »Das Geräusch«, sagte er. »Das kennen wir doch.«
Auch Bill hörte es jetzt. Es war das Brummen eines Motors und das Flappern der Rotorenblätter.
Ein Hubschrauber!
Suko meldete die Entdeckung weiter. Denn es war in der Tat eine Überraschung. Trotz der Dunkelheit sahen die Männer die Maschine, wie sie buchstäblich über die Hausdächer kroch.
»Wir müßten eingreifen«, sagte Suko.

»Warten Sie noch!« klang Sir Powells Stimme. »Erst wenn der Hubschrauber gelandet ist. Dann haben wir eine wesentlich bessere Chance, die Leute zu kriegen.«

»Wie Sie meinen, Sir.«

Die drei Frauen hatten die Köpfe in den Nacken gelegt und schauten zum nachtdunklen Himmel hoch, wo der erleuchtete Helicopter langsam heranschwebte.

Suko und Bill konnten in die Glaskanzel schauen. Dort bewegten sich mindestens zwei Personen.

Jetzt schwebte die Maschine über dem Hof.

Würde sie landen?

Ja, sie ging langsam tiefer. Aber nur in Zeitlupe sozusagen, als würde der Pilot mit der Landung zögern oder wäre sich noch nicht richtig schlüssig.

»Warum machen die das?« murmelte Bill.

Dann sahen er und Suko den Grund.

Der Hubschrauber brauchte Platz, denn er setzte seine neue Waffe ein. Plötzlich quollen unter der Maschine aus zahlreichen Öffnungen dicke, weiße Schwaden hervor.

»Mein Gott, der Todesnebel«, flüsterte Bill Conolly…

***

Tokata hatte also noch nicht aufgegeben. Und er hatte gemerkt, daß er uns auf dem Dach nicht mehr finden konnte. Aber er zeigte sich, wollte seine Macht demonstrieren, wollte beweisen, daß mit ihm noch zu rechnen war.

Natürlich wurde er gesehen.

Und nicht nur von mir. Zahlreiche Neugierige standen vor dem Haus oder blockierten die Straße.

Sie alle wollten Tokata sehen.

Weitere Polizeiwagen trafen ein. Die Sirenen wimmerten und heulten. Ihr kreisendes Licht warf die zuckenden Reflexe über die Hauswände und verwandelten die Straße in eine gespenstische Szenerie.

Tokata rührte sich nicht. Meine größte Befürchtung war, daß er vom Dach springen könnte er war ja unverletzbar und unter den Menschen ein Blutbad anrichtete. Wenn dieses Monster durchdrehte, konnte es von keinem gestoppt werden.

Auch von mir nicht!

Ich hörte die erregten Stimmen der versammelten Menschen.

Die meisten schätzten die Lage überhaupt nicht richtig ein. Das konnte man ihnen auch nicht vorwerfen, sie wußten es ja nicht besser. Sie glaubten an einen Gag, und genau erkennen konnten sie Tokata auch nicht. Eher dachten sie an einen Selbstmörder.

Dieser Meinung war auch die Polizei. Auf mich trat ein Streifenführer zu und meldete, daß die Feuerwehr bereits unterwegs sei.

»Wenn er dann springt, können wir ihn auffangen.«

Zuerst war ich dagegen. Dann disponierte ich blitzschnell um.

Vielleicht war es sogar gut, wenn die Feuerwehr mit ihren Leiterwagen eintraf. Wenn ich Tokata entgegenkletterte, ließ er die Menschen in Ruhe. So hoffte ich wenigstens. Denn er war ja scharf darauf, mich allein in seine Klauen zu bekommen.

Ich stimmte also zu. Dann sagte ich: »Sorgen Sie dafür, daß keiner von Ihren Leuten auf der Rückseite hochklettert und diesen…« mir fiel das Wort Mann schwer, »also diesen Mann vom Dach zu holen. Das kann Ärger geben.«

»Geht in Ordnung, Sir!«

»Und kümmern Sie sich um die Gaffer. Fordern Sie Verstärkung an. Drängen Sie um Himmels willen die Menschen zurück. Es kann sonst zu einer Katastrophe kommen.«

Der Sergeant schluckte. »Darf ich mir die Frage erlauben, was überhaupt geschehen ist, Sir?«

»Die Hölle ist los!«

»Ich verstehe nicht…«

»Das brauchen Sie auch nicht. Diese Gestalt dort oben ist kein Mensch, sondern ein…« Als ich den ungläubigen Blick des Beamten sah, winkte ich ab. »Schon gut, kümmern sie sich um Ihre Aufgabe. Vielleicht erkläre ich Ihnen später alles.«

»Jawohl, Sir!«

Jetzt wurde mir die Zeit knapp. Ich wartete auf das Erscheinen der Feuerwehrwagen und lauschte auch, denn die Feuerwehr kündigt sich ebenso lautstark an wie die Polizei.

Noch war nichts zu hören.

Die Polizisten schafften es in der Tat, die Gaffer zurückzudrängen. Die schweren Fahrzeuge hatten freie Bahn.

Dann kamen sie.

Zuerst hörte ich den Höllenlärm. Die Sirenen der roten Wagen sind ja lauter als die der normalen Streifenwagen. Echos brachen sich an den Hauswänden, wurden nahezu überlaut und schmerzten mir in den Ohren. Schon bogen die ersten Wagen in die Straße ein. Schwere Fahrzeuge. Der Boden und die Wände zitterten.

Zwei große Wagen sah ich. Dahinter fuhr ein Volvo der Ambulanz.

Einer der Polizisten wies die Kollegen von der Feuerwehr ein. Er dirigierte die schweren Fahrzeuge bis dicht vor das Haus, wo sie ihre Leitern ausfahren konnten.

Die Wagen stoppten.

Kaum waren die Männer von den Rettungswagen gesprungen, lief die Aktion schon an. Die schwere Leiter dreh- und ausfahrbar wurde

geschwenkt und schob sich schon hoch.

Ich lief zu dem Einsatzleiter der Feuerwehr und präsentierte ihm meinen Ausweis.

Der Mann schaute mich fragend unter seinem dunklen Helm an.

»Was wollen Sie, Oberinspektor?«

Ich deutete auf die Leiter. »Lassen Sie mich dort allein hochklettern.«

»Sind Sie lebensmüde?«

»Nein, aber ich kenne die Gestalt dort oben auf dem Dach. Wir dürfen sie nicht reizen.«

»Ist das kein Selbstmörder?«

»Nein.«

»Also gut. Aber ich übernehme keinerlei Verantwortung. Das müßte Ihnen klar sein.«

»Brauchen Sie auch nicht.« Verdammt, mir saß die Zeit im Nacken. Sie drängte.

Der Einsatzleiter gab seinen Leuten Anweisungen.

Ich schaute an der Hausfront hoch, während einige Männer das Sprungtuch entfalteten.

Noch immer stand Tokata auf dem First des Daches wie ein steinernes Denkmal. Er rührte sich nicht, sondern beobachtete nur. Noch sprang er nicht. Ich war jedoch sicher, daß er den Feuerwehrleuten sofort auf den Pelz rücken würde, wenn die damit begannen, die ausgefahrene Leiter hochzuklettern.

Diesen Job übernahm ich.

Ich fühlte mich wirklich nicht wohl dabei. Es konnte ebensogut ein Gang in den Tod werden, wenn ich das so sah. Ich verzichtete auch auf einen Helm, als ich auf den Wagen kletterte und am Fuß der Leiter für einen Moment stehenblieb.

Von hier sah es aus, als würde sie in den Himmel wachsen. Und noch immer schob sie sich weiter. Aber die erste Hälfte konnte ich bereits in Angriff nehmen.

Ich begann, die Sprossen hochzusteigen. Zügig ging ich voran.

Ich wollte mich zu Beginn nicht unnötig verausgaben, sondern auch noch Kraft haben, wenn ich oben war.

Vor mir glitzerten die hellen Aluminiumsprossen. Sie schienen Ineinanderzuwachsen.

Ich griff zu, trat, griff wieder zu und trat.

Unendlich lang kam mir der Weg vor. Von unten hatte die Leiter gar nicht so hoch ausgesehen, aber ich mußte wirklich meine Atmung kontrollieren und regulieren, um hinterher auch noch Kondition zu haben.

Lärm und Stimmen blieben hinter mir zurück. Ich kam mir plötzlich sehr allein vor.

Wenn ich allerdings den Kopf hob, sah ich Tokata und damit auch

sein Schwert.
Der Samurai des Satans erwartete mich!

***

Plötzlich war der verdammte Hubschrauber nicht mehr zu sehen. Die Nebelwolke hatte ihn buchstäblich eingehüllt. Aber man hörte die Maschine. Das Flappern der Rotoren und das Brummen des Motors drangen gedämpft durch die Wolke an Bills und Sukos Ohren.
Die beiden Männer schauten zu dem gefährlichen Nebel hoch.
Sie fröstelten, denn sie wußten, was passierte, wenn sie mit der Wolke in Berührung kamen. Die Haut würde ihnen vom Körper fallen, und zurück blieben zwei Skelette.
Aber noch schwebte die Wolke in der Luft und verhüllte den Hubschrauber.
Diesmal meldete Bill dem Superintendenten, daß Dr. Tod tatsächlich den Horror-Nebel geschickt hatte. »Er hüllt den Hubschrauber noch immer ein«, flüsterte der Reporter.
Sogar Sir Powells Stimme zitterte, als er fragte: »Senkt sich die Wolke dem Boden zu?«
»Nein, noch nicht.« Bill beobachtete weiter und ließ das Sprechgerät eingeschaltet. »Aber jetzt, Sir, wallt sie sich dem Boden zu. Gemeinsam mit dem Hubschrauber. Verdammt, was sollen wir machen?«
»Ziehen Sie sich zurück! Auf keinen Fall in die Wolke hineinlaufen, Mr. Conolly.«
»Und Jane Collins?«
Da schwieg Sir James. Er wußte selbst, welch eine schwere Entscheidung er zu treffen hatte.
»Lassen Sie Miß Collins laufen!«
»Wir sollen sie opfern?«
»Ja. Wenn Sie ebenfalls in die Wolke laufen, ist alles vorbei. Dann sterben Sie garantiert.«
»Okay, Sir!« Bills Stimme war kaum zu verstehen, als er die Worte sagte.
Suko hatte mitgehört. Er nickte. »Es bleibt uns nichts anderes übrig«, murmelte er.
»Verdammt, das paßt mir nicht«, flüsterte Bill. »Wenn wir Jane jetzt opfern, dann würde ich mir mein Leben lang Vorwürfe machen. Wirklich, Suko, ich…«
Der Chinese schüttelte den Kopf. »Wer spricht denn von opfern?« sagte er. »Glaubst du denn im Ernst, daß der Nebel der Frau etwas antut? Sie haben doch nicht umsonst das Zeug getrunken. Laß dir gesagt sein, das alles gehört zum Plan von Dr. Tod. Um Jane Collins brauchen wir keine Angst zu haben.«

»Wenn du meinst…«

Der Nebel sank tiefer. Zum Glück befand sich niemand auf dem großen Hinterhof. Auch Suko und Bill zogen sich wieder zurück.

Beiden paßte das überhaupt nicht. Normalerweise hätten sie die drei Frauen gar nicht so weit kommen lassen und sie überwältigt.

Aber da war noch der Nebel, der sie schützte und die beiden Männer zur Handlungsunfähigkeit verdammte.

So sah es aus.

Es war ein ziemlich großer Hubschrauber. Manchmal, wenn der Rotorenwind die Nebelwolke durcheinanderwirbelte, sahen die beiden Männer einen Teil der Maschine, die jetzt zur Landung ansetzte und mit beiden Kufen gleichzeitig aufsetzte.

Lady X, Jane Collins und Viola Mandini waren stehengeblieben.

Sie warteten auf einen Befehl.

Die Spannung wuchs.

Würde Sir Powell jetzt reagieren? Würde er vielleicht den Schußbefehl geben?

Bill wollte wissen, woran er war und erkundigte sich per Walkie-talkie.

»Nein!« lautete die Antwort des Superintendenten. »Wenn wir sie jetzt reizen, wird sich die Wolke ausbreiten. Dr. Tod ist ein eiskalter Verbrecher. Wir dürfen kein Risiko eingehen.«

Da hatte Sir James dem Reporter aus dem Herzen gesprochen.

Beide Männer glaubten zu erkennen, daß der Einstieg aufgestoßen wurde.

Es war in der Tat so. Sie hörten die dumpfe Stimme des Mensch-Dämons Solo Morasso.

»Steigt ein!«

Die Frauen gingen vor.

Auch Jane. Sie begab sich in die Hand dieses Mannes, womit er einen Trumpf in der Hand hielt.

Noch wenige Schritte, dann hatten sie den Nebel erreicht, und es mußte sich zeigen, ob Suko mit seiner Vermutung recht gehabt hatte.

Lady X ging schneller. Sie konnte es kaum erwarten, in den Hubschrauber zu steigen und ließ die beiden anderen Frauen hinter sich zurück.

»Sollen wir?« fragte Bill.

»Was?«

»Ich meine, sollen wir Jane holen? Sie hat den Nebel noch nicht erreicht. Wir…«

Zu spät. Als hätte die Todeswolke Bills Gedanken erraten, fächerte sie zur Seite und hüllte nicht nur die Detektivin ein, sondern auch Viola Mandini.

»Verdammt!« knirschte Bill.

Er und Suko hörten das dumpfe Geräusch, das entstand, als die Tür zugeschlagen wurde.

Dann startete der Pilot. Für einen Augenblick fächerte die Wolke auseinander, so daß Suko und Bill freie Sicht auf die Maschine besaßen. Sie sahen auch den Piloten.

Es war Marvin Mondo!

Bill Conolly ballte die Hände. »Verflucht noch mal, da wird Jane vor unserer Nase entführt, und wir sind hilflos. Das will einfach nicht in meinen Schädel.«

Suko schwieg. Auch er war innerlich erregt. Seine Gesichtsmuskeln zuckten.

Bill sprach noch weiter, doch seine Worte wurden vom Flappern der Rotorenblätter übertönt.

Die Maschine hob ab.

»Und jetzt?« schrie der Reporter. In seiner hilflosen Wut rannte er einige Schritte vor.

Er bekam keine Chance.

Dafür stieg der Hubschrauber inmitten der Nebelwolke hoch und verschwand über den Dächern.

Zurück blieben zwei ratlose Männer. Dr. Tod hatte es durch einen genialen Schachzug geschafft, Bill Conolly und Suko zu überlisten…

***

Das Licht explodierte förmlich hinter der Scheibe des Scheinwerfers, wurde gefächert und sammelte sich hinter dem Glas zu einem breiten Strahl, der lautlos zuerst an der Hauswand hochglitt, Fenster aus der dunklen Fassade riß, sie mit ihrer Lichtfülle ausleuchtete, geschwenkt wurde, mit glitzernden Reflexen auf der Alu-Leiter weiterwanderte und endlich sein Ziel traf.

Mich!

Plötzlich war alles um mich herum erhellt. Ich blieb stehen und drehte den Kopf.

Die Männer wollten mir eine Hilfe geben, aber die brauchte ich nicht. Sie sollten den verdammten Scheinwerfer ausschalten, ich sah Tokata auch ohne ihre Hilfe.

»Aus!« brüllte ich. »Scheinwerfer aus!« Dabei schlug ich mit dem Arm, um meinen Befehl zu unterstreichen.

Hoffentlich hörten sie auch. Ja, der Scheinwerfer erlosch. Schlagartig wurde es dunkel.

Beim Herumdrehen war ich geblendet worden. Jetzt mußte ich mich erst wieder an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnen. Die Hälfte der Strecke lag hinter mir, und Tokata stand noch immer auf dem Dachfirst ohne sich zu rühren.

Und da stimmte meiner Ansicht nach etwas nicht. Der Samurai war

ein Monster, das kämpfen und töten mußte. Diese Untätigkeit paßte einfach nicht zu ihm.

Wenn er so dastand, mußte es einen Grund dafür geben. Über den grübelte ich nach.

Aber ich kam zu keinem Ergebnis. Wahrscheinlich würde es so sein, daß er allein auf mich lauerte, um mich umzubringen. Nur hatte ich keine Waffe, mit der ich das verhindern konnte. Ich mußte mich da völlig auf mein Geschick verlassen.

Hätte ich wenigstens die Dämonenpeitsche bei mir gehabt, wäre schon viel gewonnen gewesen. Myxin hatte sie damals aus einer anderen Welt mitgebracht. Sie war an keine christliche oder andere Mythologie gebunden, sondern von einem Schwarzblütler gegen Schwarzblütler geschaffen worden.

Aber die Peitsche besaß Suko. Und der war weit weg.

So kletterte ich weiter.

Sprosse für Sprosse blieb hinter mir. Mit jedem Yard schmolz zwar die Entfernung, aber mein Unbehagen und meine Unsicherheit wuchsen, die letzten Endes in Furcht überging.

Ja, ich fürchtete mich vor diesem Monster. Gern kletterte ich die Leiter wirklich nicht hoch. Aber es war mein Job. Bevor ich andere, Unschuldige, in Gefahr brachte, mußte ich eben alles versuchen oder versucht haben.

So machte ich weiter.

Tokata erwartete mich bereits. Längst hatte er mich gesehen, denn so schlecht war sein Blickwinkel nicht. Er stand breitbeinig auf dem First. Von seinem Gesicht konnte ich nichts erkennen, die Maske verbarg fast alles, zudem tat die Dunkelheit ihr übriges.

Die Spitze des Schwertes hatte er leicht gesenkt. Sie zielte genau auf den Dachrand. Allerdings bestand zwischen Rand und First noch ein Zwischenraum, so daß Tokata mich mit einem Schlag nicht treffen konnte.

Die letzten Sprossen!

Acht zählte ich!

Acht Schritte bis zum Tod?

Mein Gott, nur nicht daran denken.

Ich ging weiter. Inzwischen hatte ich mich an die Kletterei gewöhnt und auch die Atmung darauf eingestellt. Sprosse für Sprosse kam ich höher, hatte nur noch zwei Stufen vor mir und blieb auf der drittletzten endgültig stehen.

Ich schaute über den Dachrand.

Tokata hatte sich noch immer nicht vom Fleck gerührt. Er starrte mich an, und ich hatte nur Augen für ihn. Aus der Tiefe drangen die Stimmen bis zum Dach hoch. Sie waren allerdings nicht mehr als ein fernes Summen.

Wie würde er reagieren? Würde er angreifen, und würde er mich auch treffen? Denn zwischen uns befand sich die Dachschräge.

Sekunden vergingen. Meine Angst ließ nach. Ich hatte mich an die neue Situation gewöhnt.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch.

Rechts von mir ertönte das satte Brummen. Zuerst dachte ich an ein hoch fliegendes Flugzeug, dann erkannte ich am Röhren den fliegenden Hubschrauber.

Und da sah ich ihn schon.

Nein, eigentlich nicht ihn - sondern die Wolke, die die Maschine einhüllte.

Dr. Tod hatte seinen Nebel geschickt!

Er wanderte näher. Zusammen mit dem Hubschrauber flog er genau in meine Richtung.

Da wußte ich, was Dr. Tod beabsichtigte. Er wollte Tokata mitnehmen und mit ihm flüchten.

Der Hubschrauber kam rasch näher, erreichte sein Ziel und blieb direkt über dem Haus in der Luft hängen.

Schwach schimmerten die Umrisse der Maschine durch den Nebel, der nur von den Rotorblättern aufgewirbelt wurde, ansonsten jedoch wie eine klebrige Schicht hängenblieb.

Ich wartete direkt darauf, daß etwas geschah und sollte nicht enttäuscht werden.

Etwas fiel aus dem unteren Rand der tödlichen Wolke. Eine Leiter.

Sie klatschte auf Tokatas Schulter, wurde vom Wind erfaßt und wieder weggetragen.

Der Samurai des Satans mußte sein Schwert wegstecken, wenn er die Leiter erfassen wollte.

Das tat er auch.

Die gefährliche Klinge verschwand in der Scheide, dann griff Tokata mit seiner linken Hand nach der Leiter.

Genau in dem Moment betrat ich das Dach!

***

»Den kriegen wir nicht mehr!« schrie Bill und stürmte zurück in das Yard-Gebäude.

Suko nahm Verbindung zu Sir James Powell auf. »Sir, der Hubschrauber ist soeben unseren Blicken entschwunden!«

»Das ist nicht weiter tragisch. Wir behalten weiter Kontakt. Ich habe das Militär eingeschaltet. Über Radar und Funk können wir den weiteren Flug verfolgen.«

»Stört denn nicht der Nebel?«

»Nur zum Teil. Sie werden ebenfalls an der Verfolgung teilnehmen. Ich stelle Ihnen einen Wagen zur Verfügung.«

»Okay, Sir.« Suko winkte Bill Conolly zu, der soeben aus dem Gebäude rannte.

»Ich habe schon die Schlüssel!« rief der Reporter. »Es ist der dunkle Datsun dort.«

Die beiden Freunde eilten quer über den Parkplatz. Sie durften die Maschine jetzt nicht aus den Augen verlieren. Bill fuhr, während Suko auf dem Beifahrersitz Kontakt mit der Zentrale hielt.

Der Reporter startete mit kreischenden Reifen. Auf Spritkosten konnte er jetzt keine Rücksicht nehmen.

Schon erklang die erste Meldung.

»Das Objekt fliegt in südöstliche Richtung. Es nähert sich bereits der Themse.«

»Verstanden.«

Bill hatte mitgehört. Er fuhr schneller, jagte die Victoria Street entlang und schaltete auch das Blaulicht ein. Rechts wischte Westminster Abbey vorbei. Der Reporter wollte zum Parlament Square und von dort über die Westminster Bridge auf die andere Seite der Themse.

Natürlich befand sich der Hubschrauber immer im Vorteil. Er brauchte keine Kurven zu nehmen oder auf irgendwelchen Verkehr zu achten. Für ihn war immer Platz.

Hier im Regierungsviertel waren die Straßen zum Glück ziemlich frei, so daß Bill und Suko rasch ihr erstes Ziel, die Westminster Bridge, erreichten.

»Sind auf der Brücke«, meldete Suko, als unter ihnen die Fluten der Themse schäumten. Auf der anderen Seite sahen sie schon die Lichter des großen Waterloo-Bahnhofs.

»Kurs des Hubschraubers immer noch der gleiche«, meldete Sir Powell.

»Können Sie sich ein Ziel vorstellen?« fragte der Reporter.

»Nein, noch nicht.«

Die Sirenen auf dem Dach des Wagens jaulten wie verrückt. Sie schaffte freie Bahn.

Bill saß entspannt, aber trotzdem voll konzentriert hinter dem Lenkrad. Er war ein ausgezeichneter Autofahrer und konnte nicht nur mit seinem Porsche umgehen.

Suko beugte sich hin und wieder vor, um schräg nach oben durch die breite Frontscheibe zu peilen.

Er sah nur den weiten Himmel, auf dem sich der Widerschein zahlreicher Lichter spiegelte. Von der Todeswolke sah er nichts.

Dazu war der Himmel zu dunkel.

»Der neue Kurs ist jetzt Süd«, meldete Sir James.

Bill schaltete schnell. Nach der Brücke wandte er sich nach links und fuhr die Lambeth Palace Road entlang, die zur nächsten Brücke, der

Lambeth Bridge, führt.

Hier drehte der Reporter noch mehr auf. Er hatte den Ehrgeiz, den Hubschrauber nicht entkommen zu lassen, obwohl die Maschine schneller war als die PSstärksten Wagen.

Zwei Minuten vergingen, während Bill und Suko in Richtung Süden rauschten.

Sir James meldete sich nicht. Der Apparat blieb stumm.

Dann endlich erklang seine Stimme: »Das Objekt hat sein Ziel erreicht!«

»Wo?« fragten Suko und Bill fast gleichzeitig.

Sir Powell gab den Straßennamen durch. Es war ganz in der Nähe, Stadtteil Lambeth.

»Es ist übrigens das Haus, in dem Tokata die beiden Polizisten ermordet und eine Geisel gefangengehalten hat«, erklärte der Superintendent.

»Dann müßte John da sein!« rief Suko.

»Ist er auch.«

»Und?«

»John Sinclair ist, laut Angaben der Polizei, allein gegen Tokata angetreten. Noch steht der Sieger nicht fest, aber Johns Chancen sind sehr gering.«

»Verstanden, Sir, wir fahren hin!«

Bill schlug wütend auf das Lenkrad. »Das hat gerade noch gefehlt«, knurrte er. »Typisch Sinclair.«

»Was hättest du denn gemacht?« fragte Suko.

»Das gleiche.«

»Na bitte.«

Sie rasten weiter. Bill überholte, was es zu überholen gab. Die Sirene jaulte. Breite Scheinwerfer warfen einen großen hellen Teppich vor dem Wagen auf die Straße. Das Licht auf dem Dach flackerte. Geisterhaft zuckte der Schein über den Asphalt.

Bei dieser Autojagd ging es wirklich im wahrsten Sinne des Wortes um Sekunden.

Eine Ampel.

Sie zeigte Rot.

»Verdammt, da fahr ich rüber«, sagte Bill und ging sicherheitshalber vom Gas.

Und die Zeit rann davon.

Minute reihte sich an Minute.

Abbiegen. Rechts herum. Bill jagte mit kreischenden Reifen in eine schmale Straße. Der Wagen wollte mit dem Heck ausbrechen, doch der Reporter zwang ihn wieder in die Spur.

Auf dem Beifahrersitz hockte Suko und machte die Dämonenpeitsche klar. Beide Männer rechneten mit einem harten Kampf…

***

Damit rechnete ich auch!

Die letzten Sprossen hatte ich überwunden und schwang mich auf das Dach. Das Ende der Leiter stand über dem Niveau der Dachkante. Dahinter jedoch begann sofort die Schräge, die zum First führte, wo Tokata nach der Leiter gegriffen hatte.

Um ihn zu erreichen, mußte ich eine wahre Turnerleistung vollbringen, denn die Dachschräge war nicht trocken, und zudem trug ich Schuhe mit Ledersohlen.

Vor mir sah ich die Pfannen. Uralte Dinger, die mir einen verdammt brüchigen Eindruck machten. Auch die Dachrinne war nicht mehr die stabilste.

An einigen Stellen auf dem Dach glitzerte es. Dort war es besonders kalt, und die Feuchtigkeit hatte dort eine dünne Eisschicht gebildet. Wenn es eben ging, wollte ich diese Stellen umgehen.

Ich suchte den besten Aufstieg. Normal gehen konnte ich nicht.

Auf Händen und Füßen mußte ich höher kriechen, was natürlich Zeit kostete und Tokata die Gelegenheit gab, im Innern des Hubschraubers zu verschwinden.

Jetzt wollte ich Licht haben.

»Scheinwerfer!« brüllte ich so laut, daß sich meine Stimme schon überschlug.

Sie schalteten zwei an.

Ein Strahl zuckte rechts auf, der andere kam von der linken Seite, wobei das meiste Licht schräg über das Dach fiel. Doch die Ausläufer dieser Lichtkegel reichten aus, um mir eine bessere Sicht zu verschaffen.

Tokata, dieses untote Monster aus Japan, kletterte bereits die Leiter hoch.

Sie schwankte nicht nur im Wind, sondern auch unter seinem Gewicht, das er unregelmäßig verteilte. Es war für ihn gar nicht so einfach, mit nur einem Arm die Balance zu halten.

Aber er kam weiter.

Nach wie vor stand der Hubschrauber in der Luft und wurde von der Todeswolke eingehüllt.

Ich hatte mir mein Kreuz offen vor die Brust gehängt, so daß ich gegen diese Wolke immun war. Mit beiden Händen krallte ich mich jeweils an den Dachpfannen fest und zog mich so höher.

Verdammt, ich wollte den Hubschrauber erreichen.

Wie es dann weiterging, wußte ich nicht. Auch lag ich deckungslos auf dem Dach. Man hätte bequem aus der Maschine heraus auf mich schießen können, doch anscheinend war Lady X nicht dabei. Sie hätte es sofort getan.

Dabei konnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht wissen, was sich im

Yard-Gefängnis abgespielt hatte, deshalb rechnete ich weiter damit, daß dieses verdammte Weib mit seiner MPi im Einstieg erscheinen würde.

Die Hälfte der Strecke hatte Tokata trotz aller Widerwärtigkeiten hinter sich gelassen.

Ich ebenfalls, obwohl ich zweimal abgerutscht war, denn die Feuchtigkeit auf dem Dach wirkte wie Schmiere, so daß ich kaum einen festen Halt finden konnte.

Aber weiter!

Ich kam mir bald vor wie ein Bergsteiger, griff zuerst mit der rechten Hand vor, prüfte, nahm dann die linke und stemmte mich dabei mit den Rändern der Sohlen ab.

So schaffte ich Zoll für Zoll.

Mein Gesicht war schweißnaß. Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, denn die Kondition war nicht mehr die beste, nach dem, was hinter mir lag.

Der First!

Nur noch wenige Armlängen war er von mir entfernt. Diese kurze Strecke würde ich auch noch hinter mich bringen.

Und ich schaffte es.

Meine Hände krallten sich um die waagerecht liegenden Pfannen. Sie waren zu meiner Überraschung noch ziemlich stabil, so daß ich einigermaßen Halt fand.

Ich atmete auf.

Jetzt war der schwierigste Teil der Strecke geschafft. Nichts konnte mehr schiefgehen.

Langsam zog ich die Beine nach und drehte dabei den Kopf ein wenig nach rechts, wo die Strickleiter im Wind und durch Tokatas Gewicht hin- und herschwang.

Dann hockte ich auf dem First.

Tokata hatte hier gestanden. Es war wirklich ein Kunststück, auf diesem schmalen Stück, einen Halt zu finden.

Ich blieb erst mal in der Hocke sitzen und hob den Kopf.

Tokata hatte es fast geschafft. Er brauchte nur noch seinen Arm auszustrecken, um den Rand der Einstiegsluke packen zu können.

Konnte ich es schaffen?

Ich warf alles in die Waagschale. Auf dem schmalen Dachfirst kriechend bewegte ich mich nach vorn. Ein Windstoß hatte die Nebelwolke ein wenig zerrissen, so daß ich eine bessere Sicht bekam.

Tokata verschwand im Hubschrauber.

Und die verdammte Leiter befand sich vielleicht noch vier Yards von mir entfernt.

Unerreichbar!

Aber der Hubschrauber flog noch nicht ab. Ich sah Bewegung in

seinem Innern und vernahm plötzlich einen gellenden Schrei.
Einen Frauenschrei!
Dann erschienen Gestalten am Ausstieg. Sie kämpften miteinander. Ich hörte eine Stimme.
»Nein, laßt mich los, ihr Bestien!«
Im nächsten Augenblick schien mir das Blut in den Adern zu gerinnen. Die Stimme kannte ich.
Sie gehörte Jane Collins! Eine Frau erschien an der Tür. Sie wurde von einer riesigen Gestalt umklammert. Tokata!
Und diese Frau, die mit Janes Stimme geschrien hatte, war gar nicht die Detektivin.
Jane hatte blondes Haar, das der Frau war schwarz. Das Gesicht konnte ich nicht genau erkennen, dafür hörte ich das grausame Lachen, und dann bekam die Frau einen Stoß in den Rücken, der sie aus dem Hubschrauber katapultierte.
Sie fiel genau auf mich zu…

***

Wenn diese Person mich traf, würde mich das Gewicht vom Dach schleudern und in die Tiefe reißen.
Diese Vorstellung schwirrte in meinem Kopf herum, als der Fremdkörper dicht neben mir auf das Dach fiel. Der Laut, mit dem er aufprallte, ging mir durch Mark und Bein. Ich sah ein erschrecktes Gesicht und glaubte, Jane Collins zu erkennen, war mir jedoch nicht sicher. Auf jeden Fall mußte der Frau geholfen werden.
Sie rutschte ab.
Ich lag in diesem Augenblick verdammt ungünstig, konnte auch nicht nachfassen und verlor den Kontakt.
Die schwarzhaarige Person rutschte über die Dachpfannen. Sie schlug in ihrer Panik wild um sich, schrie, und schien nicht zu wissen, wo sie sich befand.
»Beine und Arme ausbreiten!« brüllte ich.
Sie hörte nicht.
Verdammt, wenn sie so weitermachte, dann stürzte sie noch.
Das mußte ich verhindern.
Und der Hubschrauber?
Im Unterbewußtsein hörte ich nur das Flappern der Rotorenblätter, zu sehr mußte ich mich auf meine eigentliche Aufgabe, die Rettung des Mädchens, konzentrieren.
Während die Maschine startete, rollte ich mich vom First, gab mir Schwung und folgte dem rutschenden Körper. Dabei sah ich zu, daß ich dorthin gelangte, wo sich auch die Leiter befand, denn nur dort hatte ich noch eine Chance.
Doch, wie es der Teufel wollte, die Frau trat um sich, traf meine

Hand und drehte sich dann um die eigene Achse. Sie mußte auf eine glatte Stelle geraten sein.

Plötzlich hatte ich nicht mehr die Beine vor mir, sondern ihren Kopf. Es gab nur eine Chance, wenn ich sie retten wollte.

Ihr Haar!

Meine Finger gruben sich in die schwarze Flut, während über mir der Hubschrauber verschwand.

Eisern hielt ich fest.

Vielleicht zu fest.

Auf einmal spürte ich den Ruck, und dann hielt ich die Haarflut in der Hand.

Es war nur eine Perücke gewesen. Langes blondes Haar wurde vom Wind zerwühlt.

Das war Jane!

Und sie rutschte auf den Dachrand zu, wenige Schritte nur von der vorstehenden Leiter entfernt.

»Halte dich fest!« brüllte ich.

Jane hörte meine Worte nicht. Sie hüpfte förmlich über die Dachkante und verschwand.

Den Schrei werde ich nie vergessen, und ich wartete förmlich auf das brutale Geräusch des Aufpralls…

***

Bill Conolly war wie der Henker gefahren. Zum Schluß hatte er sogar noch den Hubschrauber gesehen, der eingehüllt in der Wolke, über einem Hausdach stand.

»Wir sind da!« sagte Bill und riß den Wagen in die letzte Kurve.

Dann jedoch mußte er hart bremsen, denn ein Ring von Neugierigen versperrte den Weg.

Die Menschen spritzten förmlich zur Seite, als der Wagen mit heulender Sirene und Blaulicht um die Kurve preschte. Sie schufen eine Gasse durch die Bill fuhr, bis ein querstehender Streifenwagen seine Fahrt stoppte.

Suko und Bill sprangen aus dem Wagen.

Scheinwerfer erleuchteten das Haus, auf dessen Dach sich alles abspielte.

Die beiden Männer waren noch zu weit entfernt. Sie konnten nicht genau sehen, was vor sich ging, doch sie bekamen mit, wie eine blondhaarige Frau über die Dachkante fiel und in die Tiefe stürzte.

»Das war Jane«, sagte Bill und wurde leichenblaß…

***

Der Aufschlag erfolgte nicht!

Drei, vier, fünf Sekunden vergingen für mich kleine Ewigkeiten, aber es war nichts zu hören.

Ich lag auf dem Bauch, klammerte mich irgendwo an den Dachpfannen fest, hörte das Blut in meinen Ohren rauschen und vernahm den keuchenden Atem.

Was war geschehen?

Dann eine Megaphonstimme. Sie hallte zu mir hoch, klang blechern, aber ich konnte sie verstehen. Und die nächsten Worte waren Musik in meinen Ohren.

»Oberinspektor Sinclair, Oberinspektor Sinclair. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ein Sprungtuch hat die Frau aufgefangen!«

Ein Sprungtuch mein Gott!

Natürlich, die Feuerwehrmänner hatten es ausgebreitet, als ich damit begann, die Leiter hochzuklettern. Auf einmal wurde mir schwindlig. Vor Glück oder Erleichterung. Ich zitterte und war einfach nicht mehr in der Lage, mich noch zu bewegen.

Ich blieb liegen.

Das mußten auch die Männer der Feuerwehr gemerkt haben.

Sie holten mich vom Dach. Zu dritt kamen sie an, und sie hatten Routine. Sicher erreichte ich den Erdboden.

Und dort konnte ich auch nicht stehen, ich mußte mich erst einmal abstützen.

Jemand gab mir heißen Tee zu trinken. Der half. Und plötzlich waren Suko und Bill da.

Strahlende Gesichter, Erleichterung, wo ich hinschaute, aber auch Trubel, Feuerwehrwagen, Rotlichter. Ich trank meine Tasse leer und bedankte mich bei den Männern der Feuerwehr.

Dann suchte ich Jane.

Sie lag im Wagen der Ambulanz. Als ich durch die Hecktür hineinkroch, da lächelte sie schon wieder.

»John«, sagte sie nur, und in ihren Augen schimmerten Tränen.

Auch mir saß etwas im Hals. »Warum, zum Teufel, mußt du auch nur Perücken tragen?« fragte ich rauh.

»Ich verspreche dir, in Zukunft die Haare höchstens zu färben«, erwiderte sie.

Dann redeten wir über den Fall. Man hatte Jane im Hubschrauber eine Spritze gegeben. Danach war sie wieder völlig normal gewesen. Wie sie allerdings in die Maschine gekommen war, wußte sie selbst nicht zu sagen. Wir erzählten es ihr später.

Eine rauhe Stimme riß mich wieder in die Wirklichkeit zurück.

Sir James Powell war da.

Er wartete vor dem Wagen, lächelte aber doch, als ich auftauchte und reichte mir die Hand. »Ich freue mich, daß ich Sie gesund wiedersehe, John.«

»Danke, Sir.«

»Und Miß Collins?«

»Alles okay. Sie hat diesen Teufelstrank wohl verkraftet. Wenigstens habe ich nichts feststellen können.«

Mein Chef war beruhigt.

Einen Sieg hatten wir nicht errungen. Lady X und damit auch die anderen Mitglieder der Mordliga waren entkommen. Der Hubschrauber hatte sich buchstäblich in Luft aufgelöst und war von den Radarschirmen verschwunden.

Ich sah auch, wie die Polizisten ihre von Tokata ermordeten Kollegen aus dem Haus trugen.

Wieder zwei Opfer mehr, die auf das Konto der Mordliga gingen.

Und wir hatten es noch nicht geschafft, sie zu zerschlagen. Im Gegenteil, da war noch jemand zugekommen eine zweite Frau.

Viola Mandini.

Wir mußten uns etwas einfallen lassen. Aber zuerst ließ sich Jane Collins etwas einfallen. Zwei Tage später die Feuerwehrmänner hatten dienstfrei lud Jane die gesamte Schicht zu einem Umtrunk ein. Der Legende nach sollen die Jungs eine Kneipe leergetrunken haben, woran Bill und ich auch nicht ganz unbeteiligt gewesen waren…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 148 »Das Elixier des Teufels«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 145 »Die fliegenden Särge«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 144 »Alptraum in der Geisterbahn«
[4]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 001 »Angst über London«